Sammlung merkwürdiger Anekdoten,

das Russische Reich, die Gewohnheiten und Gebräuche der verschiedenen Völker, wie auch die Naturgeschichte dieses Reichs betreffend.

Von einem Reisenden, welcher sich 13 Jahre in diesem Reiche aufgehalten hat.

Aus dem Französischen übersetzt.

Sechster Theil.

Greifswald, verlegt von A. F. Röse. 1794.

Merkwürdige
Anekdoten
aus dem Rußischen Archiv.

Vor Peter I. und in den ersten Jahren seiner Regierung waren die Einkünfte der Krone in solcher Verwirrung, daß die Souverains selbst ihren Ertrag kaum vom Hörensagen kannten. Dieser Prinz, der zu den Kriegen und andern Unternehmungen, womit er umging, zuverlässige Hülfsquellen nöthig hatte, war unwillig über die Unordnung, welche die Vorgesetzten des Finanzwesens veranlaßten. Er beschloß, es koste, was es wolle, dem Uebel auf den Grund zu kommen und Ordnung wieder herzustellen. Dies gelang ihm so sehr, daß er seinen Nachfolgern nur die geringe Mühe hinterließ, sein gründlich erbauetes System zu befolgen.

Kraft des von Chmelnitzki unterschriebenen Tractats hatte Rußland schon das Recht, von den saporogischen und ukrainischen Kosaken sechzig tausend Mann zu verlangen, doch unbeschadet ihrer Freiheiten und Privilegien. Die ersteren existiren nicht mehr als eine für sich bestehende Nation. Die letzteren sind unter russische Regimenter gesteckt, ein Schicksal, das allen Völkern bevorsteht, die nicht wissen, was das Recht des Stärkeren, oder die Konvenienz mit sich bringt. Die Kosaken am Don dienen noch auf vorigem Fuß. Von den übrigen Völkerschaften, die ebenmäßig verbunden sind, sich zu einem Kriegeszuge bereit zu halten, bekommen die Kalmucken einen kleinen Sold und die Tataren sind gehalten, sich sowohl zum Kriege als zu jedem andern Dienst zu stellen. Es ist ein großer Vortheil für Rußland, daß der Souverain so viele Rekruten kann heben lassen, als ihm beliebt, ohne eine Kopike dafür zu bezahlen.

Ehe man in Rußland Regimenter errichtete, eine Zeit, die nicht so gar lange verflossen ist, pflegte das Kriegsdepartement denen Obersten eine Liste zu schicken, worauf die zur Lieferung der Rekruten bestimmten Dorfschaften

ver-

verzeichnet waren. Heutiges Tages muß jedes Dorf sein Kontingent nach Angabe des Steuerregisters beitragen. Die Summe von diesen Hebungen beläuft sich in Friedenszeiten auf funzehn bis zwanzigtausend Mann. Durch diese Rekrutenhebungen kam die Regierung auf den Gedanken, daß man auch wohl von den an der See gelegenen Gouvernemens auf eben die Art Matrosen verlangen könnte. Archangel, Kasan und die Küsten des Eismeers waren die ersten, denen man dieses Gesetz auferlegte. Die Gouverneurs veruntreueten vieles bei den Rekrutenhebungen, und nun unterwarf man sie der Inspection einiger Officiers von der preobraschenskoischen und semenoffskischen Garde, denen man die ausdrückliche Vollmacht gab, die Operation der Gouverneurs abzuändern, im Fall sie sie gesetzwidrig finden sollten. Seit der Zeit verlangte der Zar Maurer, Zimmerleute, Hufschmiede u. s. w. von seinen Unterthanen. Eine neue Gattung von Hebungen, wozu man den Bauer noch bis dahin aufgesparet hatte. Jeder angeworbene Arbeitsmann bekam monathlich einen Rubel von dem Tage an, da er an dem Orte seiner Bestimmung anlangte. So erbauete Peter I. St. Petersburg,

Kronstadt, Kronschlott, Taganrock u. s. w. und die Schlösser von Kiow, Moskau, Azow, Zernigow und Perejaslaw. 300,000 von diesen Arbeitsleuten kamen zu Taganrock um. Eine noch größere Menge wurde zu Petersburg, Kronstadt und Kronschlott durch den sumpfigten Boden, durch schlechte Nahrung und durch Hunger aufgerieben.

Außer diesen hatte die Krone noch eine andere starke Einnahme an Lebensmitteln, die ihr in natura gegeben wurden. Diese Lieferungen waren gleichmäßig auf die Dorfschaften vertheilet, und die Bauren waren gehalten, die Lebensmittel zur Armee, oder in die Vestungen zu fahren. Dieser Frohndienst richtete zu der Zeit, da Peter I. seinen Eroberungen in Schweden nachging, die Bauren gänzlich zu Grunde. Um sie einigermaßen schadlos zu halten, berechnete man ihnen die Lieferung der Lebensmittel in Gelde, und der Empfang derselben ward gewissen Entrepreneurs anvertrauet. Mit diesen traten einige Große zusammen und die Erpressungen wurden so ungeheuer, daß viele Bauren ihre Wohnungen verließen. Zufolge einer zur Schadloshaltung der steuerbaren Bauren verfaßten Verordnung ließ Peter endlich

lich die allzu scharfen Einnehmer aufsuchen und bestrafen.

Endlich wurden die Garnisonen eingeführet. Man kann die Kosten, die jeder Bauerhof von ihnen hat, ungefähr auf einen halben Tschetwerick (*) Waitzen und eben so viel Hafer berechnen.

Noch hatte der Zar andere Einkünfte an baarem Gelde, die zum Theil bestimmt, zum Theil veränderlich waren, außer dem, was ihm seine Domainen eintrugen, die zur Unterhaltung seines Hofstaats bestimmt waren. Mit diesem letzteren Ertrag, der sich ungefähr auf 300,000 Rubel belief, kam er immer aus, so gar nachdem er zu den Ehrenstuffen eines Generals und Viceadmirals hinan gestiegen war. Zuweilen bekam er noch einen Zuschuß an confiscirten Güthern zum Tode verurtheilter, oder verbanneter Verbrecher. Zuweilen reichte der oben genannte Ertrag nicht hin und dann war des Zars weise Freigebigkeit die Ursache davon.

Der russische Bauer bezahlte an die Reichskasse an gewöhnlichem Grundzins:

 für

(*) Der Tschetwerick hält ungefähr 320 Pfund Waitzen.

	Kopiken
für die Kriegskanzelei	25.
— die Admiralität	10.
zu den Rekrutirungen	6.
— Postpferden in den verschiedenen Gouvernemens	11.
zu den Ziegelbrennereien . . .	3.
für die Kalköfen	3.
— Materialien zum Behuf der Vestung von Petersburg	4.
— außerordentlichen Postpferden .	5.
zur Unterhaltung der Kanzeleien .	1.
— außerordentlichen Ausgaben .	½.

Diese Taxe bestand noch unter der Regierung Peter I. Man sahe aber ihre Unzulänglichkeit ein. Der General Gregorius Czernischeff gab dem Kaiser Peter den Gedanken ein, eine allgemeine Untersuchung anstellen und eine Taxe von 70 Kop. auf jeden Mann festsetzen zu lassen; indessen wissen die Bauren durch einnige Geschenke, oder andere Ränke sich von dieser Taxe loszumachen.

Außerdem bezahlet der Bauer noch den vierten Theil von dem, was er jährlich in den Mühlen erwirbt, ferner 15 Kop. für das Recht, eine Branntweinkufe zu haben, und dann noch

etwas

etwas an Grundgeld für Teiche, Flüsse, Wiesen, Gärten u. s. w. Indeß sind diese Abgaben nicht bestimmt, sondern hängen von Umständen ab.

Die Einwohner der Städte und Flecken haben außer den Auflagen, die ihnen mit den Landleuten gemein sind, noch zwei andere Lasten zu tragen. Die erste bestehet in einem Grundzins, den sie für die Baustelle bezahlen, auf der sie ein Haus bauen wollen, im Fall die Erde nicht frei und baar da liegt. Dieses Grundgeld beträgt 5 Kopiken für die Quadratruthe. Die zweite ist eine Gewerbsteuer, welche diejenigen entrichten, die irgend einen Handel oder ein Gewerb treiben. Die Muschiks, die von einer halben Kopike bis zu einem Rubel bezahlen, werden nach Klassen eingetheilet. Jede Klasse wählet aus ihrem eigenen Mittel ihre besonderen Beisitzer. Es geschieht zuweilen, daß ein Bauer, der zu 3 Kopiken taxiret ist, 20 bis 30 Rubel bezahlen muß. So kann ein anderer von der ersten Klasse, der nur zu 1 Rubel taxiret zu seyn scheinet, nach Gelegenheit 5 bis 600 außer den Zollkosten bezahlen. Ferner sind sie der Kufensteuer unterworfen. Eben dieses gilt auch von dem Adel in den Städten.

Dies ist die einzige Auflage des russischen Adels. Ein Bürger bezahlet für die Kufen einen Rubel, ein reicher Kaufmann, ein Edelmann 3 Rubel. Ueberdem geben die Bauren alle 5 Jahre zur Wege- und Brücken-Besserung 5 Kopiken auf die Quadratruthe. Die Geistlichkeit kontribuiret eben so, wie der Bürgerstand. Im Anfang des schwedischen Krieges bemächtigte sich Peter I., auf Anrathen des Geheimenraths Mussin-Puschkin, aller bischöflichen- und Kloster-Güther. Gleichwohl gab er sie ihnen 1711 wieder zurück, und zwar bei Annäherung eines Krieges mit den Türken, der eine Empörung besorgen ließ. Jedoch behielt er diejenigen zurück, die den Patriarchen gehörten und von den übrigen behielt er sich ein freiwilliges Geschenk vor, welches alle Jahre ungefähr 20 bis 30,000 Rubel betrug.

Die Weltpriester werden eben so wenig als die bloßen Muschiks geschonet. Jeder Prediger bezahlet außer der Kopfsteuer für sich und seine Kinder jährlich einen Beitrag von sechs Kop. für jedes Haus, das zu seiner Pfarre gehöret. Außerdem gibt er für seine Predigerstelle und für die Badekufen, deren er mehr als jeder andere bedarf, indem er die Messe nicht lesen

darf,

darf, ohne sich beim Aufstehen dieses Reinigungsmittels bedienet zu haben (*): wegen dieses letzten Artikels taxirt man ihn zu einem Rubel.

Hier ist eine Berechnung von den Einkünften Peter I.:

Gouvernemens	Städte	Anzahl der Häuser: Bürger-	Bauerhäuser	Einkünfte Rubel.
Moskau	39	17,301	236,672	1,149,687
S. Petersburg	28	8,326	132,652	408,627
Kiow	36	1,864	25,816	114,857
Archangel	20	4,302	92,298	374,276
Riga	17	1,771	42,555	83,039
Asoff	17	958	40,700	154,933
Siberien	30	3,740	36,154	222,080
Kasan	54	2,545	20,571	344,064
Nischegorod	10	3,694	78,562	259,581
Summen	271	44,499	715,980	3,111,144

Vermittelst eines Accords oder eines Abonnement, das man mit den von Schweden eroberten Provinzen machte, bezahlte die Stadt Dorpat an Peter I. 25,000 Rubel, Riga 6,000, Oesel 9,000 und Reval 15,000.

Die ungewissen Einkünfte, so wie das don gratuit wurden zur Zeit des Türkenkrieges

1711

(*) Nach dem Beyschlaf sich zu waschen.

1711 zur Unterhaltung der Gränzvestungen in Liefland und Ingermannland verwandt. 1716 bezahlte jedes Bürger- und Bauerhaus an außerordentlichen Abgaben

	Kopiken
für Lebensmittel der Städte Petersburg und Riga	57
— Materialien zum Behuf der Admiralität zu Reval	$24\frac{3}{4}$
100 Bauerhäuser stellten einen Handwerker, und jedes Haus bezahlte zu seiner Reise und zu seinem Unterhalt bis zu dem Orte seiner Bestimmung	3
500 Bauerhäuser stellten einen Zimmermann und jedes gab zu seinem Unterhalt	1
zur Besoldung der Richter und anderer Leute, die in den Kanzeleien gebraucht werden	10
Summe	$95\frac{3}{4}$.

Peter I. hatte seine Einnahmen durch Einführung gewisser Rechte noch vermehret, dergleichen waren

1) das ausschließliche Recht, Geld zu schlagen. Die Städte Nowgorod und Pleskow

kow genossen ehedem dieses Recht: man beraubte sie dessen. Die Prägung der Kupfer- und Silber-Münzen in Moskau trug dem Kaiser jährlich 200,000 Rubel ein.

2) Das Recht, Wirthshäuser zu halten, und Bier und Branntwein feil zu haben. Die Ukrainer und die von Schweden eroberten Provinzen hatten bereits dieses Vorrecht. Dagegen betrug diese Kontribution für Moskau allein 100,000 Rubel und eben so verhältnißmäßig für das übrige Reich. Die Summe des Ertrags belief sich auf 1,000,000 Rubel.

3) Das ausschließende Recht, in Rußland gebaueten Toback verkaufen zu dürfen. (Toback, der aus der Fremde kam, war nicht in dem Privilegium begriffen, was der Kaiser sich, zu ertheilen, anmaßte).

4) Das ausschließende Recht, Pottasche, Schiffstheer, Hausenblasen u. s. w. zu verkaufen.

5) Das ausschließende Recht, Salz zu verkaufen. Die Salzkothen von Stroganoff brachten ihm jährlich 20,000 Rubel, und die von Bachmut am Don, ungeachtet der Unterschleife des Kommandanten oder Vorgesetzten

gesetzten, 30,000 Rubel ein. Die Siberischen wurden schlecht unterhalten.

6) Das ausschließende Recht, allerhand siberische Pelzwerke und chinesisches Gold, Silber und Stoffe zu verkaufen.

7) Die Auflagen auf die Einfuhr und Ausfuhr anderer siberischen Waaren.

8) 1716 kam er auf den Einfall, sich den ausschließlichen Verkauf des Leders zuzueignen. Die Fabrikanten waren gehalten, all ihr Leder das Poud zu 4 Rubel an kaiserliche Kommissarien zu verkaufen, die es sodann nach Archangel schafften. Andere Kommissarien in Archangel schickten es dann weiter nach Holland für den nämlichen Preis von 4 Rubeln. Das Geld ward erst in Holland bezahlet, wo sich der Kaiser damals aufhielt. Mit diesem Gelde sollten die zum damaligen Aufenthalt des Kaisers erforderlichen Kosten bestritten werden. Die Fabrikanten aber, denen dieses Recht beschwerlich fiel, machten so wenig Lieferungen, daß der Zar dieses Monopolium fahren ließ.

So waren die Einkünfte des Kaisers Peter I. beschaffen. Sie würden beträchtlich gewesen seyn, wenn seine Gouverneurs nicht so große Schurken gewesen wären. Gute Verordnun-

nungen, genaue Aufsicht und strenge Züchtigungen konnten ihn nicht vor der Raubegierde der Agenten sichern. 1718 rieth sein neues Finanzkollegium ihm, für jede Provinz 3 bis 4 Vorgesetzte, die Feinde wären, zu ernennen, so wie die Römer es ehedem gemacht hätten. Dies würde eine richtigere Einahme bewürken, und diese Herren würden einer des andern Ankläger seyn. Man kann die Einkünfte des Peter I. beim Anfang seiner Regierung zu 7 Millionen, gegen das Ende derselben zu 12 höchstens 13 Millionen berechnen.

Nach seinem Tode stiegen die Einkünfte des Reichs nach und nach auf 20 Millionen. Gegenwärtig betragen sie 30 bis 40. Man wird sich weniger über diese ungeheure Steigerung wundern, wenn man bemerkt, wie viel Absatz er dem Handelsmann durch die Eroberung oder Erbauung der Seehäven verschaffte und auf die Gold- und Silberbergwerke Rücksicht nimmt, die jedoch nur erst unter seinen Nachfolgern benutzt wurden.

Eigentlich ist da gar kein Reichthum, wo nicht Ordnung und Oekonomie herrschen. Rußland, das in Vergleichung mit fast allen andern europäischen Staaten eine geringere Einnahme hat, hat

sich

sich gleichwohl das erstauendste Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Anna liebte den Luxus, bekriegte die Türken, verschwendete ungeheure Summen in Persien, und hatte gleichwohl nie nöthig, die geringste Anleihe zu machen. Elisabeth war eben so sehr Liebhaberin vom Prachtaufwand, führte ebenfalls sehr kostspielige Kriege, und hatte keine andere Hülfsquellen, als die Einkünfte ihrer Krone. Diese Einkünfte mehren sich mit jedem Tage. Unmöglich ist es, ihren Ertrag im einzeln anzugeben. Ich zeige hier bloß ihre Quellen an.

Die Bauern bezahlen jährlich von dem Augenblick ihrer Geburt an bis an ihren Todestag; die Kronbauren $1\frac{1}{2}$ Rubel, die adelichen $\frac{7}{10}$ (alle 15 Jahre wird von neuem Revision oder Aufzählung gehalten.) Diese Taxe oder Kopfsteuer der Bauren betrug Rubel

1766 = = = = = = 6,344,001

Die Verpachtung der Wirthshäuser 1770 = = = = = = 3,100,000

Diese Summe, die bloß aus der Mittheilung des Rechts, Getränke verkaufen zu dürfen, erhoben wird, kann bisweilen zweimal so viel betragen, weil die Schenkwir-

the

	Rubel
the verbunden sind, ihren Brannt-wein von der Krone zu kaufen. Der Wedro, der ungefähr 13 Kan-nen Pariser Maße enthält, kostet der Krone 75 Kopiken, und sie ver-kauft ihn wieder zu 3 Rubeln, die theils für die Ersetzung ihrer kosten, theils für die Ausfertigung des Verkaufsprivilegiums gerechnet werden. Dies machte denn noch	3,100,000
Die Rechte der Ein- und Aus-fuhr - - - - - - - -	2,800,000
Eben so in Siberien - -	591,495
Das Salz 1762 - - - -	1,599,161
Die Minen - - - - -	3,506,000

(Man hat weiter oben den Un-terschied gesehen, der zwischen dem Ertrag der Spanier und der Russen in Ansehung ihrer Bergwerke Statt hat. Noch findet sich hier ein an-derer Unterschied, der übrigens auf viele Theile der Staatsverwaltung Einfluß hat. Andere Nationen las-sen ihre Bergwerke durch Neger-sklaven bearbeiten, deren Ankauf sehr kostbar ist. In Rußland be-

	Rubel
dienet man sich hiezu der Verbrecher, die sonst mit dem Tode würden! bestrafet worden seyn.)	
Das Münzen = = =	2,500,000
Die Bankobillets nach ihrer niedrigsten Schätzung = = =	1,500,000
Die Kaufungen und Verkaufungen von 1761 = = = = =	1,733,743
Das Sempelpapier ungefähr =	100,000
Die Hofdienste; die besondern Lieferungen können nicht genau angegeben werden	laut Rechnung
Alles was man von den Rechten in Ansehung der siberischen Pelzwerke weiß, läuft darauf hinaus, daß sie sehr beträchtlich sind. = =	Man sehe die Rechnung
Die Zölle betragen gegenwärtig = = = = = = = =	8,000,000
Liefland, Estland und Finnland 1772 = = = = = = = =	692,052
Summen = = = =	37,566,660.

Vor einigen Jahren verursachte die Unterhaltung des Kriegsstaats, des Hofes, der Gesandten und viele andere sogenannte nothwendige Ausgaben einen Abzug von 21 Millionen

305,548

305,548 Rubel. Es blieb also im kaiserlichen Schatze die Summe von 16,261,112 Rubel.

Elisabeth dachte bald nach ihrer Thronbesteigung daran, sich einen Nachfolger zu geben. Die Großen ihres Hofes bathen sie, je eher je lieber die Ernennung vorzunehmen. Sie stellten ihr vor, in welche Gefahr dieses Reich gerathen könnte, so lange der letzte Kaiser und seine Familie nach am Leben wären. Sie willfährte ihrer Bitte und ihre Wahl fiel auf den regierenden Herzog von Schleswig Holstein, Karl Peter Ulrich, den Sohn ihrer ältern Schwester, Anna von Schleswig Holstein. Sie ließ ihn nach Rußland kommen: er nahm die griechische Religion unter dem Namen Peter Fedorowitsch an, und die Kaiserin machte ihn öffentlich als ihren Nachfolger in einem von 7ten November 1742 datirten Manifest bekannt, worin sie ihm den Titel Großfürst und Thronfolger gab. Auf ihren Befehl mußten alle ihre Unterthanen ihm dem Eid der Treue schwören.

Der neue Großfürst ließ Fähigkeit, Lust zur Arbeit und Talente blicken. Er würde

ohne Zweifel einer der größten Monarchen seines Jahrhunderts geworden seyn, wenn man in Rußland seine Erziehung eben so sorgfältig fort gesetzet hätte, als man sie in Holstein angefangen hatte. Allein man nahm ihm seinen Oberhofmeister, den Grafen von Brummer, der ihm in Gesellschaft des holsteinischen Oberkammerherrn von Berckholz Grundsätze eingeflößet hatte, welche einem zum Thron bestimmten Prinzen im höchsten Grade anständig waren. So bald dies geschehen und er nur von den Repnins, Tschoglokoffs, Schuwaloffs und Hendrikoffs umgeben war; blieben die glücklichen Anlagen, die er versprach, unausgebildet. Diese Herren verstanden nur, ihm ihre eigenen Einfälle beizubringen. Sie vereinigten sich unter einander, ihm einen gänzlichen Widerwillen für alle Geschäfte einzuflößen.

Viele Personen in Rußland haben im Gespräch und in Schriften alle mögliche Mühe angewandt, um das Puplikum glauben zu machen, der Prinz sei bei seiner Ankunft aus Holland äußerst nachlässig und zu jedem Geschäft untauglich gewesen. Ich will hier die Gründe nicht

nicht untersuchen, die sie zu diesen Aeußerungen bewogen haben. Ich sage nur, sie würden äußerst verlegen seyn, wenn sie, dieselben beweisen sollten, indem ein jeder, der seine Meinung nicht nach der Meinung der Günstlinge des Hofes und gedungener Schriftsteller einrichtet, gegenwärtig vom Gegentheil völlig überzeugt ist. Der junge Prinz brauchte nicht lange Zeit, um den Unterschied zwischen einem Brummer und einem Tschoglakoff wahrzunehmen. Schon das erste mal, als er mit ihnen zu Mittage speisete, fragte er diesen letzten in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft: „wissen „sie wohl, wie der erste Buchstab im Alphabet „heißt?" Der erstaunte Tschoglakoff besann sich lange auf eine Antwort. Endlich sagte er: „ja, gnädigster Herr! ich glaube, daß ich ihn „kenne. Nun, wenn das ist, erwiederte Peter: „so habe ich Lust, ihn von Ihnen kennen zu ler„nen, da meine liebe Tante Sie doch zu meinem „Oberhofmeister ernannt hat."

Der Graf Peter Iwanowitzsch Schuwaloff, der sich mit Hülfe seiner Gemahlin des gänzli-

chen Vertrauens der Elisabeth versichert hatte, hatte von dem Augenblick, da sie den Thron bestieg, ihren Charakter und ihre Neigung studiret. Er hatte entdeckt, man könne von ihr alles erhalten, so bald man ihr Mitleid rege zu machen, oder sie durch andächtige Vorspiegelungen täuschen könnte. Dieses Geheimniß verschaffte ihm Würden und Schätze im Ueberfluß. Er begnügte sich nicht mit den besondern Geschenken, die ihm seine Gebietherin machte, und die eben so verschwenderich, als häufig waren. Er brachte sie so gar dahin, daß sie ihm verschiedene Handelszweige ausschliessend zugestand, die ihn in kurzer Zeit auf Kosten vieler Privatpersonen und ganzer Städte, die darüber zu Grunde gingen, zu einem der größten Herren in Rußland machten. Er wußte, daß der Holzhandel in der Gegend von Narva beträchtiich war, und nun machte er eine Speculation, die ihm einen ungeheuren Gewinn verschaffen, aber auch zugleich den Untergang der mehrsten zur Benutzung dieses Holzes angestellten Personen nach sich ziehen mußte. Er konnte sich zwar nicht verhehlen, daß er vielen Einwohnern in Narwa das Brodt nahm. Dem unerachtet verfügte er sich zur Kaiserin und

stellte

stellte ihr sehr listig vor, man müsse den Einwohnern von Narwa dadurch zu Hülfe kommen, daß man einem reichen Herrn zur Benutzung der benachbarten Waldungen ein ausschließendes Privilegium ertheilete, dieser Herr wurde alsdenn mit seinem Vermögen diese Menge unglücklicher Menschen ernähren, indem er ihnen entweder in Forsten oder in andern Handelszweigen Arbeit verschaffte. Denn sie warteten, um neues Leben zu schöpfen, nur auf die Gegenwart eines reichen und mitleidigen Mannes. Elisabeth ließ sich durch diese arglistigen Vorspiegelungen irre führen und unterzeichnete so schnell als möglich den Untergang der Einwohner in Narwa, noch immer in dem Gedanken, sie habe nur den Rührungen eines großmüthigen Mitleidens Gehör gegeben. Aber der Wald von Narwa war noch nicht groß genug, Schugaloffs unersättlichen Geiz zu befriedigen. Er wußte noch die Leutseligkeit und Religiösität der Elisabeth auf seine Seite zu bringen, um sich nach und nach über den Verkauf des Wallfisches und Fischthrans, so wie über den Verkauf alles Tobacks der in Klein-Rußland gebauet ward, ausschließende Privilegien ertheilen zu lassen. Man kann sich nicht ohne Schauder die Menge

von Familien denken, die durch diese Privilegien zu Grunde gerichtet wurden.

Der Kammerherr Iwan Iwanowitsch Schuwaloff versuchte auf einem andern Wege, sich und seine Familie in Ansehen zu setzen. Er schlug der Elisabeth vor, sie möchte irgend einem berühmten Gelehrten auftragen, Rußlands Geschichte zu schreiben. Die Ausführung dieses schon lange von Peter I. gefaßten Vorhabens, sagte er, war Ihnen aufbehalten, sie wird ihre Regierung und ihren Namen unsterblich machen. Mit Bewilligung der Kaiserin wählete er Voltaire, der sich durch die Geschichte Karl XII. so berühmt gemacht hatte. Er schickte ihm genaue Auszüge und Aufsätze von Peters eigener Hand geschrieben nebst dem Merkwürdigsten, was er in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften vorfand. Dem Staatsrath Stellin gab er den Auftrag, Anekdoten von diesem Zar zu sammlen. Taubert bekam die Aufsicht über die Sammlung aller auf der Bibliothek der Akademie gemachten Auszüge. Mit diesen Materialien sollte nun Voltaire eine russische Geschichte und Peters I.

beson-

besondere Geschichte schreiben. Schuwaloff wunderte sich nicht wenig, als endlich nach langer Zeit die Geschichte Peter des Großen Kaisers von Rußland vom Herrn von Voltaire erschien. Er fand sie unvollständig, gänzlich unwürdig des Helden, dessen Andenken sie erheben sollte. Sie enthielt nicht die Hälfte der Materialien, die man ihrem Verfasser dargereichet hatte. Dagegen enthielt sie viel Dinge, die ihm nicht im Mindesten bekannt gemacht waren. Man argwohnte in Rußland, Voltaire hätte aus niedrigem Eigennutz absichtlich diese Geschichte verstümmelt, um sich den Nutzen einer zweiten durchgesehenen, verbesserten und vermehrten Ausgabe noch aufzusparen. Kurz, man war mit dem Werke so wie mit seinem Verfasser gleich unzufrieden.

Schuwaloff, den es ärgerte, daß er Voltaire empfohlen hatte, schrieb ihm einen höflichen Brief, worin er ihm erstlich vorwarf, die allgemeine Erwartung nicht befriediget zu haben, und ihn fragte, warum er verschiedene Nachrichten und mehrere ihm zugefertigte Anekdoten

nicht benutzet, warum er so gar verschiedene dieser Nachrichten förmlich widerleget; endlich warum er die Namen so vieler angesehenen Familien und so vieler Städte in Rußland verunstaltet habe? Diesen Brief schickte Taubert, der dem Schuwaloff einige von jenen Bemerkungen verschaffet hatte, an Voltaire. Voltaire antwortete: er wäre nicht gewohnt, buchstäblich alles nachzuschreiben, was man ihm zuschickte, er hätte den Plan nach seiner Art eingerichtet und das Werk nach seiner Art bearbeitet, ferner hätte er verschiedene von ihm selbst gesammlete und von ihm selbst angeschaffte Nachrichten hinzugefüget, übrigens kenne er den Werth der ihm mitgetheilten Anekdoten vollkommen. Da er aber das Privatleben des Zars nicht in die Geschichte seines Reichs habe hinein weben wollen; so habe er von diesen Anekdoten um so weniger Gebrauch machen dürfen: „und was die Verstümmelung der „Namen betrifft, setzt er hinzu, so ist es, „dünkt mich, ein Deutscher, der mir diesen „Vorwurf macht. Ich wünsche ihm mehr „Genie und weniger Konsonanten." Man sehe doch die Rechtfertigung.

Schuwaloff, dem die Sammlung der Geschichte Peter I. noch sehr am Herzen lag, hatte nichts vergessen, was zur Aufmunterung des Sammlers dienen konnte. Er hate ihm mit Bewilligung der Elisabeth im voraus beträchtliche Geschenke geschickt, und unter andern einen Pack der schönsten Zobel- und schwarzer und weißer Fuchs-Felle, ferner eine Sammlung von sämtlichen in Rußland geschlagenen goldenen Medaillen. Die Felle wurden in Rußland mehrere tausend Rubel werth geschätzt. Die Medaillen waren unschätzbar. Unglücklicher Weise konnte der Ueberbringer dieses reichen Geschenkes (ein russischer Edelmann Namens Puschkin) seinem Hange zum Vergnügen keinen Einhalt thun. Er bediente sich verschiedener für Voltaire bestimmter Medaillen und die Kaiserin war daher genöthigt, einen neuen Aufwand zu machen. Man sagte damals am russischen Hofe, Puschkin wäre mit den Medaillen eben so gescheitert, als Voltaire mit den russischen Memoiren. Dieser nämliche Puschkin hat unter der jetzigen Regierung in Gesellschaft mehrerer russischer Herren russische Bankobillets nachgemacht. Man verfertigte sie in Holland. Er hatte schon eine beträcht-

trächtliche Anzahl davon kommen lassen, wurde aber endlich entdeckt, arretiret und degradiret.

Ein deutscher Officier, der in russischen Diensten verschiedene Feldzüge mit gemacht und im Kriege wider den König von Preußen verschiedene leichte Wunden bekommen hatte, reisete, weil er die Empfindsamkeit der Elisabeth kannte, nach Petersburg und verfügte sich in den kaiserlichen Garten, wo diese Fürstin spatzieren zu gehen pflegte. Er setzte sich auf einer Rasenbank, legte seine eben gekauften Krücken bei sich nieder und wartete so, bis die Kaiserin vorbeiginge. Sobald er sie gewahr ward, stand er halb auf, und fiel dann wieder zurück. Sie schickte sogleich Leute ihm zu Hülfe und eilete selbst herbei, um ihn zu befragen. Die Erzählung, die er ihr von seinen Wunden und Leiden machte, rührte sie so sehr, daß sie ihm auf der Stelle so viel geben ließ, daß er bis an sein Ende anständig leben konnte. Dabei versicherte sie ihn ihrer Zuneigung und ihres Wohlwollens für die Zukunft.

Elisa-

Elisabeth war wohl gebauet, von einer einnehmenden Bildung, die durch die ausdrucksvollsten Züge noch mehr gehoben ward. Ihren majestätischen Gang milderten einnehmende Manieren und ein gewisser freier und offener Vertranen einflößender Anstand. Der schöne regelmäßige Wuchs, den man in ihrer Judend bewunderte, blieb ihr bis an das Ende ihrer Tage. Nie vergaß sie Dienste, die man ihr geleistet hatte, eine Eigenschaft, die an einer Monarchin bemerkt zu werden verdienet. Sie bezahlte sie auf die gnädigste uud glänzendste Art. Schenkungen von Landgüthern so wohl in Rußland als in Liefland waren unter ihrer Regierung etwas Gewöhnliches. Sie war es, die den Befehl gab, daß alle Verwundete auf der Stelle um zwei Grade avanciren sollten. Dieser Befehl überschwemmte Rußland mit vornehmen Officiers. Eine Menge junger Leute, die kein anders Verdienst hatten, als das Verdienst einer kleinen Schmarre, wurden in einem Augenblick aus Kapitaines Generalmajors oder Brigadiers. Die Kaiserin war genöthiget, dieser Unordnung wegen ihren Befehl zu widerrufen.

Die Gottesfurcht der Kaiserin verwickelte sie in mancherlei Ausgaben, weil sie ihr zur Erfindung vieler Andachtsübungen Gelegenheit gab. Ihre Hochachtung für die russische Geistlichkeit, erweiterte sie auch auf die Geistlichkeit von andern Religionen. Sie fand eines Tages den Superintendenten der lutherischen Geistlichkeit, der eben einen Proceß hatte, im Senat. Sie wollte die besondern Umstände seiner Sache wissen und that Fragen über Fragen an ihn, aber mit einer solchen Leutseligkeit, daß die dabei gegenwärtigen Russen, die die Theilnahme der Kaiserin an der Sache dieses Priesters bemerkten, daüber eifersüchtig wurden. Uebrigens ward sein Proceß bald geendigt.

Wenn jemand der Elisabeth religiöse Empfindnisse empörte, oder ihre Empfindlichkeit aufreitzte, oder wenn sie sich bloß beleidigt fühlte (ein Umstand, der sich vermöge der arglistigen Erzählungen der Höflinge ziemlich oft ereignete) so pflegte sie sich plötzlich mit einem verachtenden Stolze zu waffnen, der dem Gegenstande desselben oft sehr drückend war. Man versichert, die

die Ursache, warum sie dem König von Preußen den Krieg erklärte, der ungeachtet der Rathschläge ihrer Minister mit so vieler Lebhaftigkeit und Erbitterung geführet ward, sey keine andere als eine Beleidigung dieser Art gewesen.

Sie liebte Prunk und Prachtaufwand. Als Beispiel für diese Behauptung kann die Erbauung des zarskoiseloschen Pallastes dienen, dessen Außenseite von dem untersten Stockwerk an bis zum Dach hinauf mit der erstaunenswürdigsten Verschwendung vergoldet ist, und dessen innere Pracht der äußerlichen vollkommen entspricht. Der Hof kostete ihr sehr viel zu unterhalten. Es wurde da eine Menge Menschen auf Kosten der Kaiserin verpflegt, die allein an französischem Rhein- und Mosler-Wein mehr als 100,000 Rubel verzehrten. Elisabeths Marstall bestand aus 1200 Pferden. Sie behielt als Kaiserin alle bei, die sie als kaiserliche Prinzessin hatte. Fast jeder am Hofe, der eine Bedienung hatte, bekam von ihr Equipage. Die jetzt regierende Kaiserin hat diese Freigebigkeit abgeschafft und bloß denenjenigen

eine höhere Besoldung bewilligt, denen sie die Equipage genommen hatte.

China hat Rußland und dieses Europa die Todesstrafen abschaffen gelehret. Elisabeth ist es, der Rußland dieses politische Gesetz verdankt, das an statt die Verbrecher zu morden, sie vielmehr dem Vaterlande nützlich macht. Wahr ist es, daß diese Kaiserin zuweilen Strafen zuerkannte, die grausamer waren, als der Tod selbst. Ihre Regierung ist mit Verdammungen zur Tortur und mit Verstümmelungen befleckt, die die Menschlichkeit entehren. Man würde also die Meinung derjenigen schwerlich annehmen können, die behauptet haben, sie habe, wie ein zweiter Beccaria gedacht und habe Todesstrafen verabscheuet. Denn die Leichtigkeit, womit sie sie beförderte, würde leicht das Gegentheil beweisen. Besser gegründet scheinet mir die Meinung derer, die die Abschaffung der Todesstrafen als die Folge eines Gelübdes angeben, das die Kaiserin in der Nacht, da Iwan III. vom Thron gejagt ward, gethan haben soll. Uebrigens ist die Frömmigkeit der Elisabeth nichts

weniger als ein historisches Problem. Man weiß, daß sie in jener Nacht, nach einer Unterredung mit Lestocq, ganzer zwei Stunden auf den Knien zu den Füßen eines Krucifixes im tiefen Nachdenken liegen blieb. Die Revolution, die ihr die Krone verschaffte, ging ohne Blutvergießen vor sich.

Die Nachfolger der Elisabeth haben das Gesetz, das in Rußland die Todesstrafen verbiethet, aufrecht erhalten. Katharina II. hat es nur in einigen ganz besondern Fällen abgeändert, wo es darauf ankam, schwere und außerordentliche Verbrechen zu bestrafen, dergleichen der Meuchelmord des Kaisers Iwan III. und Pugatschews Rebellion war. Und selbst damals ließ sie alle Große ihres Hofes versammlen, um ihr in ihren Berathschlagungen beizustehen.

Elisabeth reisete gerne geschwinde. Im Winter pflegte sie die Reise von Petersburg nach Moskau, die 200 Meilen beträgt, gewöhnlich in 48 Stunden zurückzulegen. Der kaiserliche Schlitten, worin sich ein Ofen und ein Spieltisch befand, war mit 12 Pferden be-

spannt. Jedes Paar Pferde hatte seinen Postillion. Ein Hauptkutscher, ein Mensch, der im Reiten äußerst geübt war, saß dem Kutscher der Kaiserin zur Seite. Hinter ihnen saßen einige Kammerherren. Um den Schlitten waren Reuter. Man hatte vor der Abreise der Kaiserin die Vorsicht gebraucht, die Landstraße eben zu machen, so, daß kein Schneeflöckchen auf dem ganzen Wege zu sehen war. Die Pferde waren vier Wochen lang im voraus zubereitet und abgerichtet. Man futterte sie nur mit Hafer. Stürzte ein Pferd auf der Reise; (die kaiserliche Kasse bezahlete es) so wurde ein anderes ohne Zeitverlust an seine Stelle gesetzt. Man hatte so gar auf den Fall Rücksicht genommen, daß alle zwölf Pferde stürzen könnten. Denn zwölf andere Pferde folgten dem Schlitten. Das Wechseln der Pferde geschah in einem Augenblick vermittelst sehr künstlich gemachter Haken, womit die Pferde angeschirret und abgeschirret wurden. Des Nachts leuchtete man sich mit Gefäßen, worin Pech brannte.

Elisabeth liebte die Schnelligkeit bei der Erbauung ihrer Palläste eben so sehr als auf ihren Reisen.

Reisen. Eines Tages beschloß sie, nach Moskau zu reisen und plötzlich bekam sie Lust, dort einen bequemern und nicht so gothischen Pallast als den Kremel und diesen ohne Etagen zu haben. Sogleich schickte man einige tausend Schiffszimmerleute dahin. Man legte diesen bei ihrer Ankunft einen Plan vor und sie fingen sofort bei frühem Morgen an, zu arbeiten und arbeiteten die folgende Nacht beim Fackelschein fort. In 24 Stunden war durch ihre Thätigkeit der Pallast von Anfang bis zu Ende fertig.

Seit der Ernennung der Elisabeth zur Kaiserin hatte der Geheimerath Lestocq großen Einfluß in die Staatsangelegenheiten. Er übereilte sich eben nicht in Erfüllung des Versprechens, was er den schwedischen Gefangenen vor der Revolution gethan hatte, daß er nämlich den von Peter I. eroberten Theil von Finnland ihrem Souverain wieder verschaffen wollte. Hieran wurde gar nicht gedacht, sondern Schweden ward im Åboschen Frieden abermals genöthiget, die Provinz Kymenegorod und Nyslot abzutreten. Dies war ein

gewagtes Betragen vom Lestocq, äußerst gefahrvoll in den Umständen, worin sich Rußland damals befand, und für die Schweden, um sie zur Verzweifelung zu bringen: denn wäre die Armee, welche Rußland drohete, von einem weniger dummen oder gegen sein Vaterland weniger verrätherischen Anführer befehligt worden; so muß man gestehen, Schweden hätte sich sehr vortheilhaft an Rußland rächen können. So aber war der schwedische General größtentheils abwesend, oder er blieb in einer Unthätigkeit, und zeigte für die Ehre seines Vaterlandes eine Gleichgültigkeit, die sich mit der größesten Nachsicht von der Welt unmöglich entschuldigen läßt.

Eine Begebenheit, die Lestocq am meisten beunruhigte und weswegen er glaubte, allen seinen Kredit bei der Kaiserin anwenden zu müssen, war die Ernennung eines Nachfolgers Friederich I. Königs von Schweden. Die Schweden hatten erstlich ihr Absehen auf den jungen Prinzen von Holstein Gottorp gerichtet. Seit aber die Kaiserin Elisabeth ihn nach Rußland berufen hatte, um dort die Krone nach

ihr

ihr zu tragen, schlug er die ihm angebotene schwedische Krone aus, oder vielmehr man schlug sie in seinem Namen aus. Denn er hatte oft nachher das lebhafteste Bedauren darüber gezeigt. Er pflegte zu sagen, man habe ihn vom Throne gestoßen. Als der Baron Pechlin, ein Sohn des holsteinischen Ministers, der sich damalen in schwedischen Diensten befand, die Antwort der Elisabeth zurückgebracht hatte; formirten sich in Schweden zwei Partheien, die eine zu Gunsten des regierenden Herzogs von Zweibrücken, die andere für den Kronprinzen von Dänemark. Frankreich unterstützte den ersteren, der größte Theil der schwedischen Nation war dem letztern gewogen. Das Kabinet von Petersburg neigte sich auf die Seite des Kronprinzen von Dänemark. Lestocq, den der holsteinische Hof bestochen hatte, arbeitete beiden Partheien gleich stark entgegen. Anfangs hörte man ihn nicht. Er verdoppelte seine Kräfte und mahlete mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Gefahr, der Rußland sich aussetzen würde, wenn es einem einzigen Kopf die drei Kronen von Schweden, Dänemark und Norwegen aufsetzen würde. Man wußte zwar, daß das Gold ihm die Zunge lösete.

Gleichwohl gewann seine mit allem Feuer der Ueberzeugung vorgetragene Meinung die Oberhand. Man muß gestehen, daß diese Meinung im hohen Grade treffend war. Es ward dem zufolge in den Åboschen Tractat unter andern der Artikel eingerückt, daß der Prinz von Holstein und Bischof von Lübeck, Adolph Fiederich, Friederich I. in der Regierung folgen sollte. Lestocqs Schützling, den seine Emissarien von dieser Bedingung des Friedenstractats schon unterrichtet hatten, wartete nicht erst auf die Ankunft der Fregatten, die man in Stockholm zu seiner Abhohlung ausrüstete, sondern passirte den Sund auf einem Kaufartheischiffe, und kam in Stockholm an, ehe noch jemand an seine Abreise gedacht hatte.

Unter der Regierung der Elisabeth stritten einst ein lutherischer Prediger aus Finnland und ein russischer Pope um die Oberstelle. Keiner wollte dem andern den Rang lassen. Endlich kam der Finnländer auf den Einfall, eine Pistole aus der Tasche zu ziehen, und den Russen damit zu drohen, und nun ließ dieser ihm den Vortritt. Kaum war er aber in

Petersburg

Petersburg angekommen, als er mit der größten Eilfertigkeit seine Klage bey dem Senat anbrachte, der denn nach Untersuchung der Sache und mit Bewilligung der Kaiserin den triumphirenden Finnländer verurtheilete, an vier Ecken in Petersburg im Mantel und Kragen die Knuth zu empfangen. Dieser Spruch empörte die ganze in der Hauptstadt befindliche lutherische Geistlichkeit. Alle glaubten ihre Ehre angegriffen, wenn eines ihrer Mitglieder solche Beschimpfung litte. Sie eilten mit ihren Vorstellungen an den Hof. Herr und Madame Lestocq wollten diese Streitigkeit beilegen. Sie ließen den Popen kommen und schlugen ihm einen gütlichen Vergleich und eine Entschädigung an Gelde vor, und veranstalteten, als sie ihn dazu geneigt fanden, eine Kollecte bei den vornehmen Russen, die ihm 500 Rubel eintrug. Der Kanzler, Graf Woronzoff, gab allein 100 Rubel. Der Pope beruhigte sich mit dieser Entschädigung und das Urtheil blieb unvollstreckt.

Der zu den höchsten Ehrenstellen und der höchsten Gunst empor gestiegene Graf Lestocq fand

ein Vergnügen daran, jedermann Dienste zu leisten. Man kann behaupten, daß ohne ihn der Präsident des rigaischen Hofgerichts, Baron von Mengden, niemals würde den Orden des heiligen Alexander Newsky erhalten haben. Eben so verdankten die beiden Brüder Bestuscheff ihm ihre Aemter und ihre Ehrenstellen. Der eine wurde Oberhofmarschall und Ambassadeur in Frankreich. Der andere stand an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Man würde, glaube ich, dem Lestocq Unrecht thun, wenn man argwöhnen wollte, er habe sich durch seine Dienstleistungen nur Kreaturen und eine Stütze für die Zukunft verschaffen wollen. Denn seine Wohlthaten erstrekten sich ohne Ansehen auf alle Klassen der russischen Nation.

Er haßte den Baron Schönberg mit tödlichem Hasse, (man hatte diesen Mann wegen seiner großen Kenntnisse in der Mineralogie nach Rußland berufen) er glaubte ihn in seine Gemahlin verliebt, er argwohnte, daß dies die einzige Ursache seines Aufenthalts in Petersburg wäre, indem seine Schuldigkeit genauere Aufsicht

sicht auf die Bergwerke zu erheischen schien. Indessen ließ er ihm wegen des Erfolgs allemal Gerechtigkeit wiederfahren, und gestand, daß er nicht das Geringste von den Krongeldern entwandt hätte. Jedoch verdankte Schönberg seine Loslassung aus dem Gefängnisse bloß einer Empfehlung vom sächsischen Hofe. Dieser war von seiner Gemahlin aufgefordert worden, die den russischen Hof bloß darum verließ, um für jeden Preis die Freiheit ihres Gemahls zu bewirken.

Lestocq fluchte unaufhörlich. Von ihm hatte Elisabeth vermuthlich diese Gewohnheit angenommen.

Der Günstling eines Monarchen ist nie ohne Feinde und ohne Neider. Lestocq hatte die seinigen. Er vermuthete, Elisabeth, die ihm ihre Krone verdankte, würde ihnen Stillschweigen aufzulegen wissen. Er verließ sich sehr auf ihre Dankbarkeit, konnte sich es aber auch nicht verhehlen, daß sie sich leicht einnehmen ließe, und daß, wenn sie einmal beleidigt oder

eingenommen war, ihr Haß unversöhnlich würde. Um einen Streich abzuwenden, von dem er vorhersah, daß er ihn in der Folge treffen könnte, hielt er mit dieser Prinzeßin eine geheime Unterredung, worin er damit anfing, daß er ihr für die ihm erwiesene Gnade dankte. Er gestand, er hielte sich über Verdienst belohnt, da die Kaiserin ihn zum Präsidenten des medicinischen Kollegiums ernannt, und er niemanden als Ihro Majestät höchstselbst Rechenschaft zu geben hätte, ohne weder dem Senate, noch einem andern Kollegium untergeordnet zu seyn. Dann wagte er es, seine ihr geleisteten Dienste und die Verbindlichkeiten, die sie ihm in Ansehung ihrer Krone schuldig wäre, in Anerinnerung zu bringen. Er zeigte ihr, sie würde, wenn sie jemals den giftigen Gesprächen der Hofleute, die seine Erhöhung verdunkelten, Gehör gäbe, sich in den Augen von ganz Europa verächtlich machen. Die Kaiserin fiel vor ihm auf die Knie, schwur ihm eine ewig währende Erkenntlichkeit und gab ihm ihr Ehrenwort, sie wolle niemals den übeln Eindrücken, die man ihr wider ihn beizubringen suchen würde, Eingang gestatten. Dies hat Lestocq selbst mehr als einmal erzählet. Durch jenes Ver-

sprechen

sprechen der Kaiserin gesichert bildete er sich ein, es würde seinen Feinden fernerhin unmöglich seyn, ihn zu stürzen. Er lebte in gänzlicher Sorglosigkeit, während dessen seine Feinde im Dunkeln ihm die feinsten Schlingen flochten. Wurde er ja einmal für die Zukunft besorgt; so kam dies nicht daher, daß er die russische Nation und die Niedrigkeit und Verworfenheit der Hofleute, die zu seinen Füßen krochen, nicht gekannt hätte. Es war einzig die Zuversicht auf den Eidschwur der Elisabeth, der er mehr Standhaftigkeit zutrauete, was ihn so sicher machte. Die Kabale der russischen Großen, deren Stolz durch die Erhebung des Lestocq so gedemüthiget war, lauerte auf jede Gelegenheit, ihn zu stürzen. Es zeigte sich eine, die ihren Absichten günstig war. Man bereitete sich schon seit langer Zeit zu einem Kriege wider Preußen. Die Erbitterung war schon so hoch gestiegen, daß die Russen alle Preußen aus dem Lande jagen wollten. Man hatte Lestocq von diesem allgemeinen Haß gegen die Preußen abzubringen gewußt. Wenig bewandert in der Politik der Höfe, deren beschwerliches Studium er kaum erst anfing, und als ein Mann, der nie etwas anders als die Chirurgie gelernet hatte,

und

und der unfähig war, seine Gesinnungen zu verstellen, oder irgend einen Umweg zu nehmen, erklärte er sich laut für Preußen und stellete der Kaiserin freimüthig vor, dieser Krieg wäre ungerecht und würde ihr viel Geld und Leute kosten. „Aber, anwortete die Kai„serin, mein verstorbener Vater hat doch mit „Oesterreich ein Bündniß geschlossen und dies „Bündniß hat bis auf den heutigen Tag in sei„ner ganzen Kraft bestanden. Soll ich es „nun brechen? Gut, Madame, anwortete „Lestocq, wenn Sie noch an diesem Bündniß „halten; so begnügen Sie Sich damit, daß „Sie den Deutschen die im Traktat versproche„nen 25,000 Mann zu Hülfe schicken und las„sen Sie das Uebrige gut seyn." Lestocq, dem es nicht an Verstand und Scharfsinn fehlete, hätte bemerken sollen, daß die Kaiserin von diesem Augenblick an ihn zu sprechen vermied. Aber er sahe nichts. Er glaubte sich vermuthlich viel zu sehr befestiget in der Gunst der Kaiserin, als daß er sich hätte einbilden sollen, dieser kleine Troß würde Folgen haben. Er lebte öffentlich im engsten Verständniß mit dem preußischen Minister. Sie waren beständig bei einander. Lestocqs Feinde ergriffen begierig

diese Gelegenheit, ihn anzuschwärzen. Sie spiegelten der Kaiserin vor, es sey deutlich, daß dieser Mann ihr nur um seiner selbst willen Verbindlichkeiten aufgeleget habe, daß er sich schmeichele, Rußland im Namen seiner Souverainin zu beherrschen, daß die wenige Schonung, die er gegen sie beobachte, seine arglistigen Anschläge hinlänglich zu erkennen gebe, daß die Leichtigkeit, mit der er diese Revolution zu Stande gebracht, ihm vermuthlich Hoffnung mache, eine zweite eben so leicht zum Stande zu bringen, und daß man nicht zweifeln dürfe, er werde über kurz oder lang würklich zum Werke schreiten. Dies Raisonnement erschütterte die Elisabeth und die Kabale siegte. Erschrocken über die ihr vor Augen gestellte Gefahr, faßte die Kaiserin den plötzlichen Entschluß, den Lestocq aller seiner Aemter zu entsetzen und ihn des Landes zu verweisen.

Es kam nun darauf an, daß man jemanden fand, der, ihn zu arretiren, Muth genug hatte. Die meisten Großen von seiner Bekanntschaft wollten, es sey nun aus Feigheit, oder wegen des Unannehmlichen, was Aufträge die-

ser Art mit sich bringen, sich damit nicht abgeben. Der nach der Zeit so unglückliche Generalfeldmarschall Graf Apraxin erboth sich zu dieser Expedition. Er nahm 100 Mann von den nämlichen Gardesoldaten, die ehemals bei der Entthronung Iwan III. Lestocq mit so vieler Gefälligkeit gedienet hatten, und verfügte sich mit ihnen in die Wohnung dieses letztern. Apraxin hatte selbst nicht den Muth, ihm die Ordre der Kaiserin vorzulesen. Er übertrug dies einem Unterofficier und blieb während der Vorlesung, die auf seinen Befehl mit lauter Stimme geschah, in dem Vorzimmer, worauf Lestocq arretiret ward. Dieser war sich seine Ungnade so wenig vermuthen, daß man ihn im Schlafrock fand.

Hierauf hohlete Apraxin auch die Gräfin Lestocq. Es war eben Sonntag. Die Gräfin war in der Kirche und kommunicirte. Ein Unterofficier ward abgeschickt, sich ihrer zu bemächtigen, jedoch mit dem Befehl, zu warten, bis sie aus der Kirche wäre, und ihr nichts von allem zu sagen, was in ihrem Hause vorgefallen, überhaupt alle Schonung zu gebrauchen, die man ihrem Geschlecht schuldig wäre, und eine öffentliche Verhaftung erfoderte.

te.

te. So bald sie in den Wagen gestiegen war; folgte ihr der Unterofficier, und seine Leute steckten das Bajonet auf, umgaben die Kutsche, und führten sie an den Ort ihrer Bestimmung.

Hermann von Lestocq war gebohren den 29sten April 1692. 1713 reisete er nach Petersburg und trat in die Dienste des Zars, der ihn wegen seiner chirurgischen Kenntnisse schätzte.

Er hatte ein ganzes Jahr im Chatelet zu Paris gesessen. Man arretirtn damalen in Frankreich alle Fremde, weil die Engländer den Großmeister Belliniang, in der Meinung, daß es der Dauphin wäre, arretiret hatten. Lestocq verdankte seine Freiheit den Bemühungen seines Bruders, dieser hatte die Herzogin von Orleans für ihn intressiret, und Bürgschaft geleistet.

Als er sich mit der französischen Armee am Rhein befand; ging er einmal zu einer Zeit, da es an Brodt fehlte, mit seinem Bruder, der Officier war, marodiren. Sie trafen einen Matrosen mit seiner Frau und ein kleines

Kind,

Kind, was die leztere auf dem Arm trug. Diese Unglüklichen hatten sechs kleine Brodte bei sich. Lestocq nahm sie ihnen. Das Weib warf sich zu seinen Füßen und bath ihn unter tausend Thränen, ihr nur eines davon zu lassen. Lestocq war unerbittlich.

Er war sehr ausschweifend. Ein Mädgen durfte nur leidlich seyn; so machte er sich ein Vergnügen daraus, sie zu verführen. De la Coste (*) beklagte sich eines Tages bei Peter I. darüber, daß er mit seiner Frau und seinen vier Töchtern Liebesverständnisse unterhielte. Der Zar verboth ihm, sich in de la Coste Hause sehen zu lassen. Er blieb einige Tage weg, ging aber bald eben so fleißig wieder hin, als vorher.

Er reisete in Polen mit Demetrius Andrejewitsch Schapelloff. Beide Herren stahlen einem Polen alle seine Jagdhunde nebst dem Jun-

(*) Ein bekehrter portugisischer Jude und Titular-Hoffnarr des Kaisers Peter I. und nachher der Kaiserin Anna.

Jungen, der sie hütete, und versteckten alles in ihrer Kutsche. Wie sie zu Schwerin bei dem Grafen Scheremetoff ankamen; stahlen sie auch diesem seinen besten Jagdhund. Der Pole hatte sich unterdessen erkundiget, welchen Weg sie genommen hätten. Er folgte ihnen auf den Fuß und brachte wider sie bei dem Grafen eine förmliche Klage an. Der Graf, in der Meinung, dieser Kerl wolle sich über ihn lustig machen, ließ ihn ausprügeln und fortjagen. Nachher erfuhr der Graf, wo sein eigener Hund war, und erhob nun seiner Seits eine Klage bei der Kaiserin Katharina I. Diese Fürstin ließ ihm aber sagen, eine solche Handlung könne nicht eigentlich als ein Diebstahl angesehen werden, und sie könne sich daher damit nicht abgeben, sondern überlasse den Streit jedem andern, der Lust dazu hätte.

Die schnellen Fortschritte, welche Lestocq gleich nach seiner Ankunft in Rußland in der Gewogenheit des Kaisers Peter I. machte, zogen ihm Neider zu. Ein Hofmann schwärzte ihn so geschickt an, daß man ihn nach Kasan verwies, wo er auch bis zum Tode des Zars verblieb.

Kathrina I. berief ihn zurück und machte ihn zum Wundarzt ihrer Tochter Elisabeth.

Er gewann bald ihre Gewogenheit, er ward ihr Rathgeber. Wäre diese Prinzessin seinen Rathschlägen gefolget; so würde sie wahrscheinlich Peter II. succediret haben; ihre Blödigkeit aber verzögerte ihre Thronbesteigung bis im November 1741, wo Lestocq ohne Beistand irgend eines russischen Großen sie auf den Thron setzte. Die Kaiserin gab ihm die ehrenvollesten Bedienungen im Reich, die er als gewesener Wundarzt bekleiden konnte. Sie ließ ihn endlich mit Geschenken überhäuft den 27sten April 1744 vom Kaiser Karl VII. zum Grafen des heil. Römischen Reichs ernennen. Der Eingang des in lateinischer Sprache abgefaßten Diploms ist merkwürdig. „Nachdem wir in „Erfahrung gebracht haben, daß die Vorfahren „des Hermann Lestocq, wirklichen Geheimen„raths und ersten Leibarztes Ihro Majestät „der Kaiserin aller Reußen, wie auch Direc„tors der medicinischen Kanzelei und Facultät „in St. Petersburg ursprünglich aus Frankreich „und namentlich aus Champagne stammen, „wo sie zufolge ihrer Territorialbesitzungen den „Namen Lestocq d'Helveque geführet, daß sie

„ansehn-

„ansehnliche Posten bekleidet, welche von Ihnen auf ausgezeichnete Art verwaltet, daß sie „gezwungen worden, wegen ihrer Religion „Frankreich zu verlassen, daß sie sich von da „nach England, Holland und Lüneburg verfügt, „daß sie erstlich in Celle, nachher in Hanover „Dienste genommen, von wo Hermann Lestocq „nach Rußland gegangen, ferner daß besagter „Hermann seit dem Jahr 1713 bis auf diesen „Tag und besonders unter der glücklichen und „glorreichen Regierung der jetzigen Kaiserin bei „verschiedenen Gelegenheiten unwiderlegliche „Proben nicht gemeiner Tugenden und Ver„dienste gegeben, wodurch er sich die Hochach„tung und Zufriedenheit seines Hofes, so „wie das Vertrauen auswärtiger Höfe erwor„ben; als ernennen Wir ihn zum Grafen u. s. w."

Elisabeth schenkte ihm ihr Vertrauen nicht eher, bis sie bei vielen Gelegenheiten seine Kenntnisse und seine Treue erprobt hatte. Man hat weiter oben gesehen, daß er es war, der im Jahr 1743 die Ansprüche des Kronprinzen Friederich von Dännemark an der schwedi-

schen Krone vernichtete. Er war es, welcher der Elisabeth den vortheilhaften Frieden mit Schweden verschaffte und seiner bedienete sich die Kaiserin, als sie mit dem König von Preussen die Reisen des Prinzen von Holstein und nachherigen Großfürsten von Rußland Karl Peter Ulrich verabredete, als sie in der Folge seine Heirath, so wie die des schwedischen Kronerben vermittelte.

Auch war es Lestocq, der Elisabeth dazu vermogte, daß sie den Grafen Alexis Bestuscheff Riumin zum Vicehofkanzler ernannte. Sie sagte damals zu ihm, nachdem sie von ihm beredet worden, „wissen Sie auch, was Sie „thun? wissen Sie, daß ich auf ihren Antrieb „einen Mann befördere, der Sie einmal stürzen wird." Diese Worte machten damals nur einen sehr leichten Eindruck auf Lestocq. Bei seinem nachherigen Fall erinnerte er sich derselben wieder mit schmerzlicher Empfindung.

Bestuscheff spielte in Gegenwart des Lestocq nur den niedrigen Hofmann. Lestocq, sein

Wol-

Wolthäter, dem er alles schuldig war, ließ sich täuschen. Bestuscheff war einer von denjenigen, die mit dem größten Verdruß zusahen, wie die Kaiserin dem Lestocq Geschäfte von der äußersten Wichtigkeit anvertrauete. Größeres Vergnügen für ihn war es, zu sehen, wie der Günstling gegen Oesterreich die französische und preußische Parthie hielt, und wie er die Kaiserin verhinderte, Deutschland Truppen zu Hülfe zu schicken, deren möglichst schnellen Abmarsch Rußland wünschte. Sein Ehrgeitz ward warm, weil er Hoffnung bekam, diese unpolitische Maßregel ihrem Urheber vergelten zu können. Er verabredete sich mit Apraxin und arbeitete heimlich an seinem Sturz. Er miethete Spionen, um von allem unterrichtet zu seyn, was zwischen dem Günstling der Kaiserin und dem schwedischen und preußischen Gesandten vorfiel. Man trieb die Kundschafterei so weit, daß Lestocq es endlich merkte. Demungeachtet setzte er seine Verbindungen unaufhörlich fort, weil er sich gar nicht einfallen ließ, daß man ihm daraus ein Verbrechen machen könnte. Endlich ward er doch über dies beständige Belauren so ungeduldig, daß er einst einen von diesen Kunschaftern aufheben und

durch eine Schildwache bewachen ließ, dann von der Kaiserin sich die Erlaubniß ausbath, ihn ausfragen zu dürfen, um den, der ihn bezahlete, kennen zu lernen. Er fiel der Elisabeth zu Füßen und sagte im gerührten Tone: er sähe mit Betrübniß, wie sie ihm unvermerkt ihr Vertrauen entzöge, ein Vertrauen, das er doch so sehr verdiente, und das er nun von einem ungerechten Verdacht verdrängt sehen müßte. Die Kaiserin hob ihn auf und versicherte, sie kenne die Ursache seiner Klagen nicht, sie wolle aber den Spion ausfragen lassen.

Diese Zusammenkunft geschah in Gegenwart eines Freundes von Bestuscheff, der sogleich davon benachrichtiget ward, und diesen Augenblick für günstig hielt, dem Lestocq den letzten Stoß beizubringen. Er ließ Apraxin wirken. Beide waren so gut mit einander einverstanden, ihn übler Absichten verdächtig zu machen und der Elisabeth Schrecken einzujagen, daß sie sich einige Tage nachhin (den $\frac{1}{2}\frac{3}{4}$ November 1748) entschloß, ihn nebst seiner Gemahlin in Verhaft nehmen zu lassen. Das unglückliche Paar ward nachher (den 27 November) nach der Vestung von St. Petersburg gebracht und in abgeson-

gesonderten Zimmern aufbewahrt. Ein Beispiel, das, wie tausend andere, beweiset, wie einfältig man ist, wenn man sich auf die Erkenntlichkeit der Großen verläßt und wie leicht man ihre Gunst verlieret. Man machte dem Grafen und der Gräfin Lestocq den Proceß. So wohl die Hauptpunkte der Anklage, die theils in nichtsbedeutenden Kleinigkeiten, theils in wichtigen aber unerwiesenen Beschuldigungen bestanden, als auch die Verfahrungsart, wobei eine seltsame Quälerei Statt hatte, zeugten hinlänglich vom Hasse seiner Verfolger. Apraxin gab sich zum Ankläger her und präsidirte im Tribunal. Bestuscheff machte den Referenten und dirigirte zugleich den Proceß. Man hatte sich aller Papiere des Lestocq bemächtiget, fand aber nichts, was ihm im Mindesten mit Grunde zur Last geleget werden konnte. Das einzige, was man entdeckte, war, daß er bei den verschiedenen ihm von der Kaiserin übertragenen Unterhandlungen dreimal an den König von Schweden geschrieben hatte. Dagegen bewies er ohne die geringste Mühe, daß der Elisabeth eignes Interesse seine Verbindung mit dem französischen Ambassadeur nothwendig gemacht hatte, weil dieser Minister und sein Hof die Parthie dieser

Prinzessin unterstützten, weil sie Gelder herschossen, deren man bei einer so wichtigen Unternehmung als die Entthronung eines Souverain war, gar nicht hatte entbehren können. Nicht einmal dessen konnte man ihn überführen, daß er, ohne Bewilligung der Kaiserin auch nur von gekrönten Häuptern Geschenke angenommen hätte. Als der Marquis de la Chetardie zum zweiten male nach Rußland kam, und dem Lestocq das mit Brillanten besetzte Bildniß des Königs, seines Herrn angebothen hatte; erzählt der Günstling dies der Elisabeth, mit der Aeußerung, er hätte schon so viele Bildnisse, daß er nicht mehr zu lassen wüßte. Er würde daher lieber eine Geldsumme nehmen. Darauf gab Chetardie ihm mit Bewilligung der Kaiserin 12000 Rubel. Man beschuldigte ihn, er habe die Elisabeth vom Thron stoßen und den Großfürsten darauf setzen wollen. Woronzoff und Trubetzkoi wurden als seine Mitschuldige gleichfalls verfolgt. Man brachte noch andere Beschwerden von gleichem Gehalte bei. Sein ganzes Verbrechen bestand jedoch einzig in folgenden wirklich gegründeten Beschwerden: seine Ehrenstellen und die Gunst seiner Monarchin verdunkelten

Be-

Bestuscheff. Das einzige, was allenfalls ihm zum Vorwurf, aber zu keinem Hauptverbrechen gerechnet werden konnte, war, daß Lestocq sich gegen das Haus Oesterreich, Rußlands ehemaligen Alliirten etwas kaltsinnig bewies. Doch läßt sich dieser Kaltsinn vielleicht entschuldigen, wenn man bedenkt, daß er sich bei einem Franzosen fand, und in einer Epoche, worin der Feind des österreichschen Hauses mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte.

Er unterlag ungeachtet seiner Unschuld den fortdauernden Verfolgungen seiner Feinde. Elisabeth, die seine Dienste noch nicht ganz vergessen hatte, widerstand ihnen lange. Lestocq und seine Gemahlin blieben vier Jahre und fünf Monathe in der Vestung von St. Petersburg, ehe ihre endliche Verdammung erfolgte. Man benutzte den Aufenthalt der Kaiserin in Moskau, um sie ihr zu entreißen.

Nun erfolgte ein neuer Urtheilsspruch, worin Lestocq, weil er zum Nachtheil Rußlands mit verdächtigen Mächten einen verdächtigen Briefwechsel unterhalten, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und aller seiner Güther verlustig erkläret ward. Die Konfiskationskanzelei bemächtigte sich im Namen der Kai-

serin seiner Häuser, so wie des sämmtlichen darin befindlichen ansehnlichen Mobiliarvermögens. Silberzeug, Brillanten und baares Geld, alles Geschenke von der freigebigen Kaiserin wurden theils dem Fiscus, theils den Feinden des Lestocq zur reichen Beute. Apraxin bekam für seine Mühe das prächtige Hotel des Verbanneten mit allen darin befindlichen Meublen. Einige Große des Hofes theilten seine Kleinodien unter sich.

Der Kapitaine Chapuseau, Lestocqs Adjutant, Sekretär, und naher Verwandter wegen seiner ersten Gemahlin, Berger, Gardekapitaine und seine Gemahlin, so wie auch der Negociant Kopp wurden ebenfalls arretiret. Der leztere entwischte bald aus der Vestung von Petersburg.

Während der ersten 14 Tage seiner Verhaftung genoß Lestocq nichts als Selter Wasser. Diese Lebensordnung und dies Wasser heileten ihn gründlich vom Podagra, womit er behaftet war. Man brachte ihn nach Usting Weliki im Gouvernement von Archangel. Seiner Gemahlin ließ man die Wahl, ob sie ihm dahin folgen, oder in Petersburg bleiben wollte. Sie wollte ihn lieber begleiten. Die

Kai-

Kaiserin bewilligte ihnen täglich drey Rubel zu ihrem und ihrer Bedienten Unterhalt. Dies Geld sollte aus ihren konfiscirten Güthern gehoben werden. Man schickte es ihnen aber nicht zu, vermöge eines Gebrauches, der bei Gefangenen oder Staatsverbrechern beobachtet wird. Man vertrauete es einem Officier, der es ihnen nach eigenem Belieben auszahlete.

Sie genossen in der Stadt Usting Weliki einige Freiheit, mußten aber bis zum Tode der Elisabeth da bleiben. So wahr ist es, daß diese Prinzessin eben so leicht einzunehmen und wenn sie sich einmal rächte, so unversöhnlich, als empfindsam und freigebig war. Dies sind Eigenschaften, die sich hauptsächlich bei frommen Seelen finden.

Peter III. gab bei seiner Thronbesteigung fast allen auf Befehl der Elisabeth verwiesenen Standespersonen die Freiheit wieder. Lestocq und seine Gemahlin waren unter dieser fast allgemeinen Verzeihung begriffen und bekamen 1000 Rubel zu Reisekosten. Der Mann ward zugleich in seine Würde als wirklicher Geheimerrath wieder eingesetzet. Man hat ihn nach seiner Ankunft in Petersburg oft sagen hören, der bitterste Vorwurf, den er sich wäh-

rend

rend seines ganzen Exiliums gemacht hätte, und den er sich noch nicht verzeihen könne, wäre der, daß er dem Apraxin in dem Augenblick, da dieser ihm seine Ungnade angekündiget, nicht den Degen durch den Leib gerannt hätte. Er versuchte verschiedentlich, sein Vermögen wieder zu bekommen. Man ersetzte ihm einen kleinen Theil seines Silberservice und seines Porcellans. Von 40,000 Rubeln an Gelde, die man bei seiner Verhaftnehmung in seinem Hause gefunden hatte, bekam er eilf tausend und einige hundert Rubel wieder. Das Uebrige ward auf die sonderbarste Art von der Welt in den Rechnungen der Confiskationskanzeley theils für die Unterhaltung des Grafen während seiner Verweisung, theils für Verbesserung an seinen Häusern, die seine Feinde, ohne Miethe dafür zu bezahlen, bewohnten, abgezogen. 800 Rubel wurden berechnet für Feder, Dinte und Papier, die zu den über die Verwaltung seiner Güther geführten Jahresrechnungen verwendet seyn sollten.

Peter III. ließ es dabei bewenden, daß er Lestocq und seine Gemahlin zurückberufen hatte. Er ließ ihnen so wenig als den andern zurückgekommnen Staatsgefangenen weder Besoldun-

soldungen noch eine Pension anweisen. Die Kaiserin, seine Wittwe bewilligte dem alten Minister eine Pension von 7000 Rubel und 30 Haken in Liefland. Diese Pension hat er bis an seinen Tod genossen. Seine Wittwe genießt die 30 Haken noch. Es war das Jahr 1762 wo er wieder nach Petersburg zurück kam. Er litte damals von Steinschmerzen. Demungeachtet behielt er mitten unter seinen Leiden beständig jene Lebhaftigkeit und natürliche Munterkeit, so gar jenen Hang zur Spötteley, den er sich am Hofe erworben, und den sein langer Aufenthalt in seiner Gefangenschaft und Verbannung nicht hatte rauben können. Er sagte, dies wäre eine alte Gewohnheit, die er damals angenommen hätte, wie er damit umgegangen wäre, der Elisabeth die Krone aufzusetzen, und daß es für ihn etwas Interessantes wäre, wenn er sähe, daß jederman ihn nur mit bons mots, mit witzigen Scherzen und mit Kleinigkeiten beschäftigte. Er starb den $\frac{12}{29}$ Julius 1767 unter dem lauten Bekenntniß der reformirten Religion: er war Mitglied und eifriger Vertheidiger der französischen reformirten Gemeine in Petersburg. Er hatte im November 1743. seine erste Gemahlin,

eine

eine gebohrne Müller verlohren. Den 11ten November 1747. verheirathete er sich wieder mit Maria Aurora von Mengden. Diese Dame lebet als seine Wittwe noch heute auf seinen Güthern in Liefland geliebt und geschätzt von allen, die sie kennen.

Militärpersonen, Hofleute, Magistratspersonen, jeder bis zum Barbier hat in Rußland seinen Rang und seine angewiesene Klasse. Der Hof ladet zuweilen die drey ersten Klassen, zuweilen die sieben ersten Klassen zu sich. Ich will hier einen Abriß von diesen verschiedenen Klassen geben, die in allen 14 ausmachen

I. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Der Generalfeldmarschall.			Der Generaladmiral.

Civil- oder Hof-Staat.

Der Reichs-Groß-Kanzler.

II.

II. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Die Generals en Chef sowohl von der Infanterie als Kavallerie. Die Gouverneurs.		Generalfeldzeugmeister.	Der Admiral vom zweiten Range.

Civil = Staat.	Hof = Staat.
Die wirklichen Geheimenräthe.	Der Oberhofmarschall.

III. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artlilerie.	Flotte.
Die Generallieutenants, die Ritter vom St. Andreas Orden die Generalkriegskommissarien.		Die Generallieutenants.	Die Viceadmirals, die Generalkriegskommissarien.

Civil=

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Der Generalprokurator.	Der Oberstallmeister.

IV. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Die Generalmajors, die Generalquartiermeister.	Die Obersten, (gegenwärtig sind es nur 10 Oberstlieutenants.)	Generalmajors und Generalmajors von der Fortifikation.	Die Kontre-Admirals und Oberfeldzeugmeister.

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Die Präsidenten der Kollegien und der Staatskasse. Die wirklichen Staatsräthe und die Landräthe in Liefland und Esthland.	Der Oberhofmeister, der Oberkammerherr.

V. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Die Oberkommissarien.	Die Oberstlieutenants, (diese Plätze werden gegenwärtig bloß von Feldmarschällen und Generallieutenants bekleidet.)	Die Obersten von der Artillerie.	Kommandirende Kapitaines, Kapitaines vom kronschlottschen Hafen, Oberaufseher, Feldzeugmeister Obersten, Kriegskommissarien.

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Die Waffenherolde, die General-Supplikenmeister, der Obercerenmonienmeister, der Oberforstmeister, Die Vicepräsidenten der Kollegien, der Oberpoliceimeister, der Baudirektor, der Generalpostdirektor.	Der Oberhofmeister, der Oberstallmeister, der geheime Kabinetssecretär, der Obergouverneur en Chef der Kaiserin (eine Bedienung, die Peter III. für seine Gemahlin errichtete) der Oberschenk.

VI. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Obersten, Kriegszahlmeister, Oberproviantkommissarien, andere Oberkommissarien, Generaladjutanten, Prokuratoren, Generalquartiermeisterlieutenants.	Majors.	Oberstlieutenants von der Fortifikation, Generalkommissarien.	Kapitaines vom ersten Range, Hafenkapitaines, Prokuratoren, Inspektoren des Schiffswerfts in Petersburg, Oberproviantmeister, Oberkommissarien.

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Prokuratoren der Kollegien, Präsidenten der Hofgerichte, (diese haben jetzt einen höheren Rang, der Rigaische hat gleichen Rang mit den Generals) Gehei-	Stallmeister, wirkliche Kammerherren, (diese letzteren haben Generalmajors Rang) Hofmarschall, Oberjägermeister (diese beiden letzteren haben

meräthe von der Kanzelei der auswärtigen Angelegenheiten, erste Sekretärs beim Senat, Staatskommissarien, (heutiges Tages gibt es keine mehr) Zahlmeister in der Residenz, Kollegienräthe.

ben jetzt einen höheren Rang) erster Leibarzt der Kaiserin.

VII. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Oberstlieutenants, Generalauditeurs, Generalproviantkommissarienlieutenants, Generaldirektoren des Fuhrwesens, Generaladjutanten der Feldmarschälle, Kontrolleurs.	Kapitaines.	Majors, Oberstlieutenants v. der Fortifikation, Oberkontrolleurs.	Kapitaines vom zweiten Range, Kontrolleurs.

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Vicepräsidenten der Hofgerichte, erste Sekretärs des Kriegskollegiums, der Admiralität und auswärtigen Angelegenheiten, Senats-Executor, der erste Reichsfiskal, die Prokuratoren bei den Hofgerichten, Ceremonienmeister.	Der Gouverneur Ihro Majestät, die Leibärzte Ihro Majestät der Kaiserin.

VIII. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Majors, Generaladjutanten der Generals, Generalauditeurs, Oberquartiermeister, Generalfiskäle, Kriegszahlmeister.	Kapitainlieutenants.	Majors der Fortifikation, Kapitaineinspektoren über die Munition, Kontrolleurs.	Kapitaines vom dritten Range, Schiffsbaumeister, Zahlmeister, Generalfiskäle.

Civil = Staat.	Hof = Staat.
Untergouverneurs in der Hauptstadt, Oekonomiemeister, Regierungsräthe in den Gouvernemens, Generaldirektoren der Zölle und Accise in der Hauptstadt, Oberlandrichter in der Hauptstadt, Präsidenten der Tribunäle in der Hauptstadt, erste Kommissarien und Kollegienassessoren, erste Proviantkommissarien in der Hauptstadt, erste Sekretärs der Provinzen und Kollegien, Senats-Sekretärs, Oberaufseher über die Bergwerke, Obermünzwardein, Obermünzmeister, Hofräthe, Forstinspektoren, Kommandanten.	Titular-Kammerherren, Hofstallmeister, Hofintendanten.

XI. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Kapitaines, Flügeladjutanten der Feldmarschälle, Generaladjutante der Generallieutenants, Oberproviantkommissarien, Generalquartiermeister, Oberauditeurs, Postmeister der Armeen, Generalprofoß.	Lieutenats.	Kapitainelieutenants, Kapitaines von der Fortifikation, Oberauditeurs, Quartiermeister, Pulver- und Salpeter-Kommissarien.	Kpitainelieutenans, Baumeister der Galeeren.

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Titular-Räthe, Sekretärs beym Kriegskollegium und beym Departement der auswärtigen Angelegenhei-	Hofjägermeister, Hofceremonienmeister, Oberhofköche, Kammerjunker.

ten,

ten, Oberaufseher der Finanzkammer in den Gouvernemens, Policeimeister in der Hauptstadt, Bürgermeister der Magisträte, Landrichter, Professoren bei Akademien, wirkliche Doctoren aller Fakultäten, Reichs-Archivarien, Uebersetzer oder Dollmetscher des Senats, Aufseher der Münzkammern, Assessoren der Hofgerichte in der Hauptstadt, Direktoren der Hafenzölle.

X. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte
Kapitainelieutenants.	Unterlieutenants oder Secondlieutenants.	Lieutenants und Kapitainelieutenants von der Fortifikation Auditeurs Munitionsaufseher, Oberwagenmeister, Kapitaines bei den Handwerkern.	

Civil-Staat.	Hof-Staat.
Kollegiensekretärs, Bürgermeister der Obrigkeiten im Reich, Dollmetscher und Protokollhalter der Kriegs- und Admiralitäts-Kollegien, so wie des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten, oberste Oekonomiekommissars bei den verschiedenen Gouvernemens, Assessoren der Hofgerichte in den Gouvernemens, Zollbeamte, Aufseher der Bergwerke, erste Bergewerkswardein.	

XI. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
			Sekretärs in den Seestädten.

Civil-Staat.	Hof-Staat.

XII. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Lieutenants.	Fähndrichs.	Secondlieutenants, Lieutenants von der Fortifikation, Wagenmeister.	Secondlieutenants, Oberbootsleute.

Civil = Staat.	Hof = Staat.
Sekretärs der Hofgerichte, Kanzeleien und Gouvernemens, Zahlmeister der Kollegien, Rathsherren in der Hauptstadt, Münzmeister, Forstmeister, Verwalter der Bergwerke, derjenige, der die Gränzen der Bergwerke angibt.	Hofjunker, (es gibt keine mehr) Hofärzte.

XIII. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Secondlieutenants, Flügeladjutanten der Generallieutenants.		Adjutanten, Sekondlieutenants von der Fortifikation.	

Civil-Saat.	Hof-Staat.
Sekretärs in den Provinzen, Mechaniker, Postmeister in Petersburg und Riga, Dollmetscher und Protokollhalter der Kollegien, Kanzelisten und Registerschreiber beim Senat.	

XIV. Klasse.

Militär.

Armee.	Garde.	Artillerie.	Flotte.
Fähndrichs, Flügeladjutanten der Generalmajors und Brigadiers.		Fähndrichs von der Fortifikation.	Schiffskommissarien, Unterbootsleute, Konstabler.

Civil-

Civil-Staat	Hof-Staat.
Kommissarien bei den Kollegien, Fiskäle bei den Hofgerichten und Gouvernemens, Zahlmeister in den Provinzen, Provinatkomissarien, Assessoren in den Provinzialhofgerichten, Archivarien, Kanzellisten und Registerschreiber, Registerschreiber bei den Kollegien, Postmeister in Moskau und andern Städten, wo ein Gouverneur residiret, diejenigen, die sich in den Kollegien zu ihrem eigenen Unterricht aufhalten.	Hofdirektoren, Pagenhofmeister, Hofsekretärs, Antiquarien, Hofzahlmeister, Hofauditeur, Hofquartiermeister, Hofapotheker, Hofkastellan, Hoffeuerwerker, Kabinetskurier, Mundschenk, Koch Exercitienmeister, Hofbartputzer.

Die Kaiserin Elisabeth verheirathete durch Vermittelung des Königs von Preußen den Großfürsten Peter Federowitsch, ihren Nachfolger mit der Prinzessin Sophia Augusta von Anhalt-Zerbst. Die Verlobungsfeierlichkeiten wurden den 29sten Junius 1744 vollzogen. Am Morgen desselben Tages hatte die Prin-

zessin

zessin die griechische Religion unter dem Namen Katharina Alexiewna angenommen. Durch ein Manifest von dem darauf folgenden 5ten Julius bekam sie den Character als Großfürstin nebst dem Titel kaiserliche Hoheit.

Bald nach dieser Heirath lud der Hettmann Rasumowsky Ihre Hoheiten nach Gostilitz, einem ihm zugehörigen Landguth. Er suchte die ihm erzeigte Ehre durch die kostbarste Bewirthung zu verdienen. Am Abend, als jedermann schlafen gehen wollte, hatten der Großfürst und seine Gemahlin in den für sie ausdrücklich aufgeschlagenen Pavillon kaum den Fuß gesetzt, als man ein Krachen vernahm, ungefähr als wenn der Pavillon einstürzen wollte. Sie eilten, so bald als möglich, mit ihrem Gefolge von dannen. Aller angestellten Nachsuchung ungeachtet konnte man den Urheber dieses Attentats nicht entdecken.

Elisabeth spatzierte eines Tages in Amazonenkleidung mit dem Großfürsten zu Katharinenhof und traf auf einen Wagen, worin sich verschiede-

schiedene Damen befanden. Sie befahl dem Kutscher, zu halten. Der Großfürst, der sich weder aus Höflichkeit noch aus Galanterie besonders viel machte, erwartete bei seiner Tante, daß die Damen zu ihnen kämen. Elisabeth, die seine Unbeweglichkeit sah, lief zur Kutsche, öffnete sie selbst, half denen Damen heraussteigen und hielt sodann ihrem Neffen eine derbe Strafpredigt über seine geringe Aufmerksamkeit und über die zuvorkommende Höflichkeit, welche die Herren den Damen schuldig wären. Eben diese Kaiserin deklamirte, wie sie noch russische Prinzessin war, sehr laut wider die Grausamkeit der Monarchen ihres Landes, die, wie sie sagte, die Römer nur in der Rache nachahmten, die sie an denjenigen nähmen, deren ganzes Verbrechen zuweilen darin bestände, daß sie ihnen gefallen hätten. „Man muß solche Leute „nach Siberien schicken, sagte sie, so wird „man sie vom menschlichen Geschlecht trennen.“ So bald sie indeß selbst den Thron bestiegen hatte, erlitt ihre ganze Moral eine gewaltige Erschütterung. Ostermann, Münnich, Löwenwolde, Golofkin, Mengden und tausend Andere sind ein trauriger Beweis, daß sie nur

zu bald sich an die Beispiele ihrer Voraltern und der Römer gewöhnet hatte.

Am Hofe der Elisabeth befand sich ein polnischer Edelmann, Namens Nowitsky, der die Cyther sehr gut spielte. Als der König von Polen gestorben war; verlangte dieser Mann seinen Abschied. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wollte. „Ich bin ein „polnischer Edelmann, sagte er, habe Hoffnung, „so gut, wie jeder Andere zum König gewäh„let zu werden. Was wird aus ihnen, er„wiederte man, wenn Sie, wie zu befürchten „steht, nicht König werden sollten. Wenn „das ist, versetzte er, komme ich wieder und neh„me ganz ruhig meinen Platz wieder ein.“

Der Prinz von Hessen Homburg, von dem ich schon bey einer andern Gelegenheit geredet habe, ward allgemein verabscheuet. Als er an einem Abend durch einen dunkeln Gang am alten Schlosse ging, ward ihm ein Strick über den Kopf geworfen, das ihn vermittelst eines beweglichen Knotens am Halse faßte.

Es

Es glückte ihm, sich davon loszumachen. Um sich aber nicht zum zweyten mahle einem Wagstück Preis zugeben, verlies er Rußland und ging nach Berlin, wo er auch starb. Es war ein Prinz von sehr mittelmäßigen Verdiensten.

Man hat behaupten wollen, der Graf von Linar habe schon unter der Regierung der Kaiserin Anna einen Plan entworfen, um die Kaiserin Elisabeth einzusperren, und diese habe die Erhaltung ihrer Freiheit bloß Annens natürlicher Guthmüthigkeit zu verdanken gehabt. Einige haben so gar hinzugesetzt, Anna habe diesen Plan annehmlich gefunden. So viel ist gewiß, sie entfernete die Freunde der Elisabeth einen nach dem andern und dieß beweiset, daß man ihr zwar hatte Verdacht beybringen können, nicht aber daß sie wirklich die Absicht gehabt habe, Elisabeth einsperren zu lassen.

Als man die Orgel in der neuen Lutherischen Kirche zu Petersburg probirte; (die Kirche war dem heiligen Petrus geweihet) befanden

sich

sich die Prinzessinnen Anna und Elisabeth ebenfalls in der Kirche. Anna hatte zu dieser Orgel ein ansehnliches Geschenk gemacht. Elisabeth hatte zur Zeit erst eins zu machen versprochen. Die geringen Einkünfte ihrer Apanage hatten ihr noch nicht erlaubt, auf der Stelle die Summe zu entrichten, zu der sie sich anheischig gemacht hatte. Der Prediger der Kirche, Namens Nazius, ein großer Redner und eben so großer Geitzhals hielt eine Predigt, worin er beim Schluß der Prinzessin Anna und den übrigen Wohlthätern der Kirche nahmentlich einem nach dem andern Dank sagte. Dieß hieß mit Fingern darauf deuten, daß Elisabeth noch nichts gegeben hatte. Sie empfand diesen Schimpf auch so heftig, daß sie mitten in der Versamlung einen Strom von Thränen vergoß. Nazius ward gezwungen, sie kniend um Vergebung zu bitten. Diese Ehrenerklärung aber konnte ihre Empfindsamkeit nicht besänftigen, die sich vom Pfarrer auf alle Eingepfarrte erstreckte. Als sie Kaiserin geworden war; wolte sie ihnen die Kirche nehmen. Alle Lutheraner vereinigten sich, um ihr vorzustellen, daß diese Kirche nicht auf Kosten der Krone gebauet wäre, sondern daß sie

ihrem

ihrem eigenen Vorschuß und ihrer eigenen Unterstützung ihr Daseyn zu verdanken hätte, und daß sie sich dieserhalb berechtigt hielten, sich der beschlossenen Zerstöhrung der Kirche zu widersetzen. Nun both die Kaiserin 40,000 Rubel, die aber nicht angenommen wurden. Sie sagten ihr gerade heraus, als Souverainin habe sie zwar das Recht, ihre Kirche fortzuschaffen, nicht aber das Recht, ihnen den Gottesdienst in ihren Gewölben zu verwehren. Die Sinode trat endlich ins Mittel und vermittelte es bei der Elisabeth, daß sie die lutherische Kirche stehen ließ.

Nachdem sie zur Kaiserin ausgerufen war; fragte jemand den Grafen Lascy, der eben aus dem schwedischen Kriege zu Hause gekommen war, in wessen Diensten er jetzt stände. „Ach, sagte er, das ist mir alles gleich „viel, ich diene der Krone und dem Scepter.“

Madame Schmidt, die unter der jetzigen Regierung als Gouvernante der russischen Hoffräuleins starb, war galant und überaus flüchtig.

Selbst Sklavin der Ergötzlichkeiten ließ sie gerne andere daran Theil nehmen, spielte gerne die Unterhändlerin fremder Liebeshändel, und führte Geschäfte, wobei sie selbst kein persönliches Interesse hatte. Elisabeth wählte diese Dame, um durch sie die Gesinnungen der auswärtigen Minister auszukundschaften, und auf die Befehle zu lauren, die sie von ihren Höfen bekämen. Herr Schmidt war die Trompete des Hofes. Er wohnte mit seiner Gemahlin bei dem Policeimeister in Petersburg. Madame Schmidt stand mit einer andern Dame in enger Verbindung, die auch bei diesem Policeimeister wohnte, und eben den Geschmack hatte. Der Gemahl der letzeren sagte öffentlich: seine Kinder wären nicht die seinigen, sondern sie gehörten dem Hofjuden Lipmann, dem Arzt des Cadettenkorps Doktor Brug und dem Herzog Anton Ulrich.

Ein Umstand, weswegen man beinahe glauben sollte, Elisabeth wäre vernünftiger und menschlicher gewesen, als ihre Vorgänger, war ihr Widerwille gegen die Gattung von Menschen, die zu ihrer Zeit das Amt der Hofnarren hatten.

ten. Man weiß, daß Peter der Große an dieser Art Leuten Geschmack fand. Er selbst hatte dieses geringfügige und nichtsnützige Amt zu einer bleibenden Bedienung erhoben und viele Leute damit bekleidet. Elisabeth litt es nicht, daß man jemanden in ihrer Gegenwart lächerlich machte. Sie liebte witzige Scherze. Sie wußte selbst, mit Anstand zu scherzen, beleidigte aber nie. Die Regentin Anna, die unstreitig noch mehr als Elisabeth zur Sanftmuth neigte, war schwach genug, ein Vergnügen daran zu finden, daß alle Hofleute sich recht geflissentlich auf Spötterei legten. Die Regierung Iwan III. war das Zeitalter der Neckereien. Die geringste Zerstreuung, eine Gebehrde, ein Nichts gab den unbarmherzigen Hofleuten zu tausend bitteren Spöttereien Gelegenheit.

Im Anfang der Regierung der Elisabeth, bekam einer von den Leuten des türkischen Ambassadeurs Prügel wegen begangener Ausschweifung, die diese Zurechtweisung wohl verdienet hatte. Der Ambassadeur, den diese schimpfliche Behandlung aufbrachte, verlangte über-

laut Genugthuung. Er verlangte, der Generalpoliceimeister sollte ohne weiteren Protest vor dem Hotel des türkischen Gesandten aufgehangen werden. Um seine Empfindlichkeit zu besänftigen, mußte man mit vielen Geschenken den Bedienten zu gewinnen suchen, dessen Zorn sich durch dieses Mittel denn auch bald stillen ließ.

Fünf Domestiken eben dieses Anbassadeurs ließen sich einst gelüsten, über eine Frau herzufallen, die sie auf der Straße fanden, sie ins Hotel zu tragen, um dort ihr Spiel mit ihr zu treiben. Ihr Mann beklagte sich darüber bei dem Gesandten selbst. Dieser hatte sich nicht so bald davon überzeugt, daß ihr wirklich eine so übele Behandlung wiederfahren war, als er über seine Domestiken folgende fürchterliche Urthel sprach: „weil sie, sagte er, dem Koran „zum Trotz, sich mit einer Christin abgegeben „haben; so soll ihnen ihre Männlichkeit genommen werden.“ Diese Urthel ward auf der Stelle vollzogen und diese fünf Unglücklichen wurden in diesem Zustande dem beleidigten Ehemann ausgeliefert.

Elisa-

Elisabeth hatte der Prinzessin von Anhalt Zerbst, der Mutter der jetzt regierenden Kaiserin jede Art des Briefwechsels verbiethen lassen. Die brennende Begierde dieser Prinzessin, sich in Staatsgeschäfte zu mischen, hatte Gelegenheit zu einigem Verdacht gegeben. Auf einem Ball, der am Hofe gegeben ward, ward die Großfürstin, ihre Tochter, die jetzige Kaiserin Katharina II. den Grafen Lestocq in einen Winkel gewahr, wo er, wie gewöhnlich, mit den Damen plauderte. Sie unterbrach ihn mit den Worten: „Herr Graf, ich habe „heute noch nicht mit Ihnen getanzet." Zugleich warf sie ihm zum Zeichen der Einladung einen von ihren Handschuhen zu. Lestocq nahm den Handschuh und fand, daß ein Papier darin gesteckt war. Um ihn ohne Verdacht in die Tasche stecken zu können, sagte er zu der Prinzessin, „wenn Ew. kaiserl. Hoheiten „mir auch den andern Handschuh erlauben wollten; so hätte ich da eine artige Galanterie für „meine Gemahlin." Die Großfürstin warf ihm nun auch den andern Handschuh zu. Nun steckte er beide in die Tasche, tanzte und verschwand vom Ball. Die erste Vorsicht, die er brauchte, war die, daß er die Handschuhe

in seine Beinkleider steckte. Denn die Befehle waren damahlen so strenge, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, visitiret zu werden. So bald er zu Hause kam; zog er das Papier aus dem Handschuh. Es war ein Brief an den König von Schweden, den er bald nachher mit sicherer Gelegenheit nach Stockholm schickte.

Die Baronesse Bina von Mengden wollte eben damahls den Gustav Biron heirathen, als der Herzog, sein Bruder die Regierung und alle seine Ehrenstellen verlohr. Man ließ dieser Dame die Freiheit, nach eigenem Belieben ihre Parthie zu nehmen. Sie entschloß sich, bei der Regentin Anna zu bleiben, mit der sie nachhin ihr Unglück theilte. Während ihres Verhafts nahm sie jedoch in geheim die russische Religion an. Nur erst 1766 am ersten Pfingsttage bekannte sie sich öffentlich zur griechischen Kirche. Bei ihrer Zurückkunft aus ihrer Verweisung misglückte ihr ein Aufstand, den sie in Nowgorod und einem benachbarten Dorfe dadurch bewerkstelligen wollte, daß sie sich für eine heilige Märtyrerin ausgab. Man

glaubte

glaubte ihr. Das Volk versammlete sich truppweise und war bereit, ihren Befehlen blindlings zu gehorchen und besonders sie an den gottlosen Urheber ihrer Leiden zu rächen. Glücklicherweise aber hatte der Unterofficier, der ihr zur Wache gegeben war, Muth und Gegenwart des Geistes genug, ihr nicht von der Seite zu gehen, sondern sie in der Kutsche einzusperren und den in Betreff dieser Dame von der Kaiserin Katharina II. gegebenen Befehl aus der Tasche zu ziehen. Er las ihn laut und mit Festigkeit her. Der Pöbel ward ruhig und der Trupp ging aus einander.

Die Holländer, die zuweilen ziemlich glückliche Einfälle haben, sagten um die Zeit der Revolution, wodurch Elisabeth auf den Thron gelangte: man hätte die drei Haupttugenden, Klugheit, Tapferkeit und Geselligkeit vom russischen Hofe verbannet. Sie meineten hiermit Osterman, Münnich und Löwenwolde.

Der Kaiserin Elisabeth verdankten die so genannten Hoffräuleins ihren Rang, ihren Vor-

sitz und die Ehrenbezeugung, deren sie am Hofe genießen. Sie stehen mit den Feldmarschällen im gleichen Range. Elisabeth verlieh diese Stelle der Prinzessin Zerkaskoi, der Gräfin Scheremetoff und der Prinzessin Kantomir. Gegenwärtig bekleidet sie die Äbtissin des Fräuleinklosters, Prinzessin Dolgorucki.

Die Mutter dieser Prinzessin führte ein romantisches Leben. Unter der Regierung der Anna und Elisabeth verließ sie Rußland, um im Auslande öffentlich die katholische Religion anzunehmen. Jedesmahl wenn sie von diesen Reisen zurück kam, mußte sie in der russischen Kirche widerrufen. Dies war eine gnädige Strafe. Denn nach den russischen Gesetzen soll der Abfall von der russischen Religion mit dem Feuer bestrafet werden. Sie kehrte endlich zur Zeit der Elisabeth in den Schooß ihres Vaterlandes zurück und bekam nach der Zeit nicht wieder die Erlaubniß, wegzureisen. Sie hatte in geheim einen Jesuiten bei sich im Hause, den man für seine christliche Liebe mit der Landesverweisung bezahlte. Sie hatte auf ihren beiden Reisen ihre Glücksumstände gänzlich zu Grunde gerichtet und sich in ein schimpfliches Elend gestürzet. Die Herren

ren vom Hofe schickten ihr Geld. Sie lebte nur von Allmosen. Der Graf Lestocq schickte ihr einmahl, da er noch die Gnade der Kaiserin genoß, 500 Rubel. Auch dies ward eine Beschwerde wider ihn, als man ihm den Proceß machte. Man wollte eine Verrätherei daraus herleiten. Denn man behauptete, er hätte dieses Geschenk nicht ohne weiter hinausgehende, dem Hofe und dem ganzen russischen Reich nachtheilige Absichten, machen können. Eine nützliche Lehre für Fremde, die vielleicht in die Versuchung gerathen möchten, als russische Minister ihr Glück zu versuchen.

Elisabeth hatte die edle Leidenschaft, sich durch Publikation eines neuen Gesetzbuches unsterblich zu machen. Sie hatte die Sammlung der Gesetze zweien vortrefflichen Rechtsgelehrten, dem Geheimenrath und Präsidenten des liefländischen, estländischen und finnländischen Justizkollegiums Herrn Emme, so wie dem Kanzeleirath im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg Herrn Strube aufgetragen. Beide in der Rechtswissenschaft vollkommen erfahrne Magistratspersonen arbei-

teten ohne Unterlaß an dem ihnen aufgetragenen Geschäft. Sie waren schon weit damit fortgerückt. Man hatte sogar schon einen Theil der Gesetze im Gouvernement publiciret, als die von allen Seiten einlaufenden Gegenvorstellungen Elisabeth nöthigten, ihr Vorhaben aufzugeben.

Diese Kaiserin besaß bei aller Feinheit des Geschmacks, die das Erbtheil ihres Geschlechts ist, die Kunst, zu gefallen und zu fesseln im höchsten Grade. Ihre natürliche Leutseligkeit, ihre angenehme Manieren, nahmen aller Herzen für sie ein. Was sie sprach, war Güte und Holdseligkeit und eben so gerne hörete sie es, wenn man ihr angenehme Dinge sagte. Ihr Schmuk war die einfachste Kleidung. Sie belustigte sich oft damit, daß sie die Küche bestellete. Sie war, wie man sagt, Meisterin in der Kochkunst. Gewiß ist es, daß sie auch so gar in diesem Stück auf vorzügliche Geschicklichkeit Anspruch machte. Sie lud zuweilen die Minister der auswärtigen Höfe, um mit ihr zu Mittag oder zu Abend zu speisen. Wurde dann eine Schüssel von ihrer Arbeit

aufgetragen; so unterließ sie nie, die Gesellschaft davon zu benachrichtigen, um ihren Geschmack zu Rathe zu ziehen, oder vielmehr um Komplimenten einzusammlen, die diesen Herren so wenig kosteten.

In Rußland hält man es für ziemlich ausgemacht, daß die Kaiserin mit dem Oberjägermeister, Grafen Alexis Gregoriewitsch Rasumoffsky heimlich verheyrathet war. Dieser Herr genoß die ausgezeichnetste Gnade, war überall um die Kaiserin und ward von ihr mit ganz besonderer große Zuneigung verrathender Achtung behandelt. Ich habe sie einmahl an einem sehr kalten Tage aus der Komödie kommen sehen. Sie setzte ihm eine Mütze auf und zog seine Kleider mit äußerster Sorgfalt zurecht, um ihn vor Kälte zu verwahren. Er bewohnte den Anitzkoischen Pallast, den die Kaiserin ihm geschenkt hatte, und der nach seinem Tode der Krone wieder anheim fiel. Es ist zu bemerken, daß die jetzt regierende Kaiserin ihn dem Fürsten Potemkin geschenket hat.

Man

Man hält die Herren Tarrakanoff und die Prinzessin, ihre Schwester für Kinder der Elisabeth und des Grafen Rasumoffsky. Einer dieser Herren war von Katharina II. zum Präsidenten des petersburgischen Bergwerkskollegiums bestimmt. Er hörte deshalb einen chemischen Kursus beim Professor Lehmann. Lehrer und Schüler wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Ungeschicklichkeit des letzteren, der ein mit Gift gefülltes Gefäß, das er auf den Schmelzofen setzen wollte, zerbrach und daran erstickte. Lehmann, der ihm zu Hülfe eilete, theilete sein trauriges Schicksal.

Die Prinzessin war nach Italien gereist. Im Kriege 1770 gegen die Türken machte der Graf Alexis Greogorowitsch Orloff, Admiral der nach dem Archipelagus bestimmten Flotte mit der Prinzessin Bekanntschaft und besuchte sie häufig. Er lud sie zu sich am Bord, um bei ihm zu Mittag zu speisen, wobey er ihr zu verstehen gab, sie würde noch einige andere italienische Herren vorfinden, die er als ihre Freunde kennte, und die, wie er sagte, die Parthie mitmachen sollten. Sie begab sich aufs Schiff. Wie erstaunete sie aber, als sie gleich anfangs niemanden gewahr

ward

ward und in der Folge vernahm, sie sey eine russische Gefangene. Man segelte ab und setzte sie in Petersburg ans Land. Hier wurde sie sogleich auf die Vestung gesetzt und man hat nachher weiter nichts von ihr gehöret. Diese That machte in Italien so viel Aufsehen, daß Orloff es nie ungestraft würde haben wagen dürfen, nur mit einem Fuß das Land wieder zu betreten.

Zu der Zeit, wo der Feldmarschall Rasumoffsky eine so große Rolle in Rußland spielte, kam sein Bruder, der Graf Cyrillus Rasumoffsky nach ukrainischer Mode mit seiner drey saitigen Cither aus dem innersten der Ukraine seines Vaterlandes in Petersburg an. Es läßt sich denken, daß er sehr schnell sein Glück machte, weil sein Bruder ihm fort half. Elisabeth ernannte ihn zum Kommendanten der ismailoffschen Garde und zum Hettmann der Kosaken in Kleinrußland. Die jetzt regierende Kaiserin nahm ihm diese letzte Würde und bekleidete sich selbst damit, ließ aber ihrem Vorgänger die Besoldung bis an seinen Tod. Er ward Präsident der Akademie der Wissen-

schaften

schaften und Künste. Als Katharina II. den Thron bestieg; legte er diese Stelle nieder. Endlich war er Ritter des St. Andreas, des St. Alexander-Newskyschen und des St. Annen und des polnischen weißen Adler Ordens.

1743. ward eine Verschwörung erstickt, die verschiedene russische Große angezettelt hatten, in der Absicht, Iwan III. wieder auf den Thron zu setzen. Die Häupter dieser Verschwörung waren der Generallieutenant Stephan Lapuchin, Natalie Bestuscheff, seine Gemahlin, ihr Sohn, der Oberstlieutenant Iwan Lapuchin, die Gräfin Anna Bestuscheff, einer Schwester des verwiesenen Michael Goloffskin, der österreichische Minister Marquis von Botta, der verabschiedete Gardekapitaine Prinz Iwan Putalin, der Kammerherr Lilienfeld, seine Gemahlin, und sein Bruder, der Kapitainlieutenant von der Kavallerie, der Oberkrigskommissarius von der Marine, Alexander Sibinde, Adjudant Stephan Kolitschoff, der Unterlieutenant Nils Akinkoff, der Lieutenant von der Garde, Iwan Moschkoff und ein Edelmann Namens Nikolaus Rscheffsky.

ky. Der Hauptplan war, die Familie des Iwan zu befreyen, und ihr das russische Scepter wieder zu geben. Außer diesem hatte noch jeder Verschworne seinen Nebenplan, seine Nebenabsichten und sein persöhnliches kleines Interesse, das er mit dem gemeinschaftlichen Interesse vermischte. Madame Lapuchin hatte sich in den Kopf gesetzt, ihrem Liebhaber, dem ehemahligen Oberhofmarschall, Grafen Loewenwolde die Freiheit wieder zu verschaffen. Die Gräfin Bestuscheff wollte ihren Bruder in alle ihm geraubte Ehrenämter wieder einsetzen u. s. w. Der Marquis von Botta hatte seine Zurückberufung verlanget und sollte, so hofften die Verschwornen, den König von Preußen für ihre Sache gewinnen. Er reiste durch Berlin. Der König aber blieb unerachtet seines inständigen Anhaltens unerschüttert. Die Verschwörung würde einen glücklichen Ausgang haben nehmen können, wenn sie mit mehrerer Klugheit geleitet worden wäre. So aber waren erstlich der Verschwornen zu viel. Ihre eigenen Kräfte entnervten sie, und machten, daß die Unternehmung scheiterte. Dann waren zweytens zu viele Frauenzimmer darin begriffen.

Ihre

Ihre natürliche Lebhaftigkeit und Ungeduld taugten nur im Augenblick der Ausführung eines Projects, das durch das tiefste Nachdenken und im vollkommensten Schweigen zur Reife gedeihen muß. Was aber am mehrsten den Verschwornen zum Verderben gereichte, war die unüberlegte Hitze des Kammerherrn Lapuchin, der von Hause zu Hause lief und Theilnehmer suchte. Alle wurden entdeckt, arretiret und verurtheilt. Elisabeth milderte die harten Strafen, die den Verbrechern vom Gericht zuerkannt waren. Herr und Madame Lapuchin, ihr Sohn und Anna Bestuscheff bekamen die Knuth und ihenen ward die Zunge abgeschnitten. Muschkoff und Putatin bekamen die Knuth. Sibin und Madame Lilienfeld wurden ausgepeitscht (die letztere, nachdem sie ihre Niederkunft gehalten hatte), und wurden ihrer Güther beraubt und des Landes verwiesen. Den Kammerherrn Lilienfeld entsetzte man aller seiner Aemter und schickte ihn auf seine Güther. Sein Bruder, Akinsoff und Kolytschoff wurden degradiret, von der Garde ausgestoßen und unter die Feldregimenter gesteckt, Rscheffsky ward zum Matrosen gemacht.

Elisabeth

Elisabeth verlangte vom Wiener Hofe eine ausgezeichnete Genugthuung dafür, daß der Marquis von Botta mitten in ihren Staaten seinen Character so abscheulich gemisbraucht hatte. Der Minister vertheidigte sich in einem langen Memorial. Die Kaiserin fieng darüber einen weitschichtigen Briefwechsel mit Oestereich an. Sie schickte unter andern einen Aufsatz von dreyhundert Seiten, nebst vielen anderen Belägen zur Rechtfertigung ihrer Beschwerden an den Wiener Hof. Um dem Processiren ein Ende zu machen, ernannte der Wiener Hof eine Kommission, die über Botta sprechen sollte. Die Kommission fand ihn dem Anschein nach nicht ganz unschuldig. Der Marquis ward nach Grätz verwiesen und ihm befohlen, als Staatsgefangener dort zu bleiben. Philipp Joseph Ursini, Graf von Rosenberg, der seine Stelle in Petersburg wieder einnahm, benachrichtigte die Elisabeth von der Verurtheilung des Marquis und sagte ihr dabei, es käme nur auf sie an, wie lange der Marquis im Verhaft bleiben sollte. Durch dieß Verfahren befriediget, ließ die Kaiserin antworten, sie überlasse des Botta Loslassung dem eigenen Gutdünken des Wiener Hofes.

Es ist ausgemacht, daß Elisabeth in den ersten Jahren ihrer Regierung die Absicht hatte, die Krone niederzulegen und sie noch bei ihren Lebzeiten dem Großfürsten aufzusetzen. Sie hatte damals das prächtige Kloster Woskresenien an dem Ufer der Newa nahe bei Petersburg zu bauen angefangen. Dahin dachte sie sich zu begeben. Aber die Annehmlichkeiten der Regierung ließen sie bald das Project der Entfernung so gänzlich vergessen, daß das Kloster unter ihrer Regierung nicht einmal fertig ward. Nur erst 1764 ward der Bau vollendet. Katharina II. machte daraus eine Erziehungsanstalt für adeliche und bürgerliche Jungfrauen.

Diese Abdankung der Elisabeth würde, wenn sie Statt gehabt hätte, dem Großkanzler Bestuscheff an der Ausführung zweier Plane ganz besonders hinderlich gewesen seyn. Sein erster Plan war, dem König von Preußen den Krieg zu erklären, der zweite, die russische Nation gegen die muthmaßlichen Kronerben aufzubringen. Die Entfernung seines Gegners, des Marquis de la Chetardie hob eine

Menge Schwierigkeiten. (Dieser Ambassadeur bekam den 17ten Junius 1744 den Befehl, Moskau in 24 Stunden zu verlassen und sich aufs baldigste aus dem Reich zu begeben.) Lestocq war zur Zeit nur noch im Gefängniß. Sein Verfolger fürchtete der Elisabeth Gelindigkeit gegen ihren ehemaligen Günstling. Eine Kriegserklärung gegen den König von Preußen mußte des Lestocq gänzliche Ungnade zur Folge haben, weil er sich ihr beständig widersetzt hatte. Bestuscheff hielte so inständig und eifrig an, daß der Krieg endlich beschlossen ward und die Truppen in den preussischen Staat einrückten.

Nachdem dieser erste Plan so glücklich gelungen war; strengte Bestuscheff alle seine Kräfte an, um den Großfürsten bei der Kaiserin anzuschwärzen und von ferne die Mittel vorzubereiten, die ihn verhindern sollten, nach dem Tode der Elisabeth den Thron zu besteigen. Sein Haß gegen diesen Prinzen hatte sich in giftigen Groll verwandelt, weil dieser den Krieg gegen den König von Preußen laut gemisbilliget hatte, und weil er keine Gelegenheit vorbei ließ, wobei er seine Hochachtung und Anhänglichkeit für diesen Monarchen an den

Tag legen konnte. (*) Im Fall es Bestuschef-
fen nicht gelänge, den Großfürsten vom Thron
zu entfernen; so wollte er ihm die Staatsge-
schäfte wegnehmen, die man der Großfürstin
anvertrauen wollte, und ihm die Führung der
Kriegsangelegenheiten nebst dem Kommando
über die Truppen anweisen. Er lenkte diese In-
trige mit der gewissenhaftesten Ueberlegung.
Er schrieb seine ersten Instruktionen auf kleinen
Stücken Papier, die er in einer Dose mit
doppeltem Boden verbarg. Dann theilte er
sie seinen Vertrauten aus, unter dem Schein,
als wenn er ihnen Toback anböthe.

Diese

(*) Er empfing eines Tages sein Portrait. So
gleich überließ er sich der entzückendsten Freude.
Er küßte es unaufhörlich, und ließ es in seinem
Kabinet an demjenigen Orte aufhängen, wo
es am beßten in die Augen fiel. Er stand lan-
ge unbeweglich vor Bewunderung vor dem ge-
liebten Bilde seines Lehrers (so nannte er den
König von Preußen.) Mitten in dieser Ent-
zückung trat Rasumoffsky herein. Der Prinz
ergriff ihn bei der Hand und führte ihn vors
Portrait. Gleich, sagte er: „fallen Sie auf die
„Knie. Dies ist ihr Bog (ihr Gott).“

Diese seine von ihm angestifteten Vertrauten entledigten sich außerordentlich des ihnen gegebenen Auftrages, den Großfürsten bei seiner Tante anzuschwärzen. Eine von ihnen, Maria Seminowna Tschoglokoff, Hofdame der Kaiserin wagte so gar, ihn bei dieser der Völlerei zu beschuldigen. Elisabeth, die nicht leicht einem Verläumder trauete, verlangte den Beweis von ihr. Sie war verwegen genug, sich dazu zu erbiethen. Einige Tage nachhin besuchte sie den Großfürsten, der sich etwas unpäßlich befand. Sie sagte ihm, er habe Zerstreuung nöthig. Sie würde, wenn er es erlaubte, bei ihm in seinem Kabinet zu Mittag speisen.

Dies bewilligte er. Unter der Mahlzeit schien sie kein angelegentlicheres Geschäft zu haben, als den Prinzen aufzumuntern. Sie beredete ihn, eine Bouteille Champagner Wein holen zu lassen. Die Flasche kam, die feine Gauklerin wußte, sich ihrer zu bemächtigen und warf einige Prisen spanischen Toback hinein. Hierauf ließ sie dem Großfürsten so viele Gesundheiten zubringen, daß er trunken zur Erde fiel. Nun ging sie, um Elisabeth davon zu benachrichtigen. Diese kam, sahe

Neffen in diesem kläglichen Zustande und glaubte nun steif und fest, nicht nur Peter liebe den Wein, sondern er habe auch alle Laster an sich, deren ihre Hofdame ihn beschuldigte. Elisebeth war um so eher zu entschuldigen, da die Großen ihres Hofes, Bestuscheff Mitverschworne, gerade in diesem Augenblick alle falsche Angaben der Maria Tschoglokoff ihr bestätigten.

Um von allem unterrichtet zu seyn, was beim Großfürsten vor fiel, hatte Bestuscheff sich mit dem Hettmann Cyrillus Gregoriewitsch Rasumoffsky verbunden. Er rieth ihm, allen seinen Neigungen zu schmeicheln, damit er sein völliges Vertrauen gewönne. Rasumoffsky folgte diesem Rath und bemächtigte sich durch die niederträchtigste Ohrenbläserei des Prinzen und seines Herzens so sehr, daß dieser keinen Tag mehr ohne ihn hinbringen konnte. Wollte er auch nur ein Glas Branntwein trinken; so mußte der Hettmann kommen und es mit ihm theilen. Peter neckte ihn zuweilen mit seiner Herkunft (Rasumoffsky war von Geburt ein ukrainischer Bauer) mit den Champignons,

die

die er in seiner Jugend gesucht hatte, mit seiner Ankunft in Rußland in Gesellschaft seiner Balaleiga (einer Cither mit drey Saiten) u. s. w. Neckereien, die in jeder Absicht unrecht angebracht nur dazu dienten, daß der Hettman die Welthaten des Prinzen vergaß und sich immer mehr zur Rache und Untreue bestimmte.

Ein Zufall trieb seine Erbitterung gegen den Großfürsten aufs höchste. Der Generaladjutant des Prinzen Nahmens Chudowitsch machte offenbaren Anspruch auf die Stelle eines Hettmanns von Kleinrußland. Dies war sein Vaterland. Peter unterstützte diesen Antrag und Chudowitsch rühmte sich, früh oder spät diese Stelle zu bekommen. Von der Zeit an beschloß Rasumoffsky, sein Aeußerstes anzuwenden, um seinem Bruder und guten Freund zu schaden. (Er und Peter pflegten, sich unter einander so zu nennen).

Die heimlichen Versammlungen, worinn man auf den Untergang des Kaisers studirte, wurden in einem Landhause des Rasumoffsky

unweit Kamennoi-Noſs gehalten. Beſtuſcheff, Raſumoffsky, Maria Tſchoglokoff und die Prinzeſſin Daſchkoff waren die Häupter dieſer geheimen Zuſammenkunſt, wo man ſich darüber vereinigte, was für Perſonen man ſich noch verbinden, was für Vorſicht man gebrauchen, was für Maßregeln man nehmen wollte, um den Kronerben mit Sicherheit ermorden zu können. Mitlerweile, da dieſe Verrätherey angeſponnen ward, von der Eliſabeth ſich nur am Ende ihres Lebens überzeugte, überhäufte ſie ihre Völker mit Wohlthaten. Beſonders beſchäftigte ſie das Schickſal der unter den vorigen Regierungen verwieſenen. Ihre Zahl war ungeheuer groß. Der Graf Anton Emanuelewitſch Dewier war einer von den unglücklichen Schlachtopfern des ruſſiſchen Despotismus. Er war ein gebohrner Portugieſe. Peter I. hatte ihn bei ſeiner erſten Zurückkunft aus Holland mit nach Rußland gebracht. Dieſer Prinz, der ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten mit Nutzen gebraucht hatte, war ein Bewunderer ſeiner Talente und ſeiner Genauigkeit. Er ernannte ihn zum Policeimeiſter in ſeiner neuen Stadt Petersburg. Auch im Kriegesdienſte hatte Dewier

anſehn-

ansehnliche Fortschritte gemacht und bereits die Stuffe eines Generallieutenants bestiegen. In dieser glänzenden Ehrenstelle dachte er, die Schwester des Fürsten Menzikoff zu heirathen. Er glaubte, die Einwilligung des Bruders leicht zu erhalten, so bald er gewiß wäre, daß er der Dame gefiele. Er irrete sich. Der stolze Menzikoff antwortete auf seinen Antrag, er wolle seine Schwester lieber ersäufen, als sie einem Menschen geben, den sein Herr in Holland als Läufer in Dienst genommen und den er selbst Laufers Dienste hätte thun sehen. Daß der Günstling seine Schwester mit einem russischen Edelman zu verheyrathen dachte, würde eben nicht zu bewundern seyn. Daß er aber dem Dewier seine Herkunft und ein Handwerk vorwarf, das er in seiner Jugend getrieben hatte, ist allerdings befremdend. Dewier war der Mann nicht, der wegen eines von Menzikoff in der Hitze ausgestoßenen Worts abgetreten wäre. Er machte seiner Schwester nur desto fleißiger die Aufwartung. Sie ward endlich schwanger. Die Zeit der Niederkunft war nahe und er ging nun selbst zum Menzikoff und verlangte zutraulich die Hand seiner Schwester. Mehr aufgebracht, als jemals,

 ließ

ließ der stolze Minister seine Leute kommen und befahl ihnen, den Dewier niederzuwerfen und zu prügeln. Dieß geschah. Der unglückliche Dewier ging mit seinem blutigen Rücken zum Zaar und klagte. Peter dachte einen Augenblick nach, ließ dann seinen Favoriten kommen, warf ihm sein gewaltiges Verfahren vor und befahl ihm, sogleich seine Schwester und Dewier zum Altar zu begleiten, wo sie die eheliche Einsegnung empfingen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die beiden Schwäger in der Folge nicht die besten Freunde waren. Weiter oben ist schon bemerkt worden, daß Menzikoff nach dem Tode des Kaisers Peter I. bei seiner Wittwe in gleichem Ansehen stand, daß er auf das Herzogthum Kurland Anspruch machte, daß sein grober und dummer Stolz die verwittwete Herzogin in so hohem Grade aufbrachte, daß diese von Katharina I. eine Genugthuung verlangte, die ihr nicht versagt werden konnte. Es ward eine Kommission ernannt, um des Menzikoff Betragen zu untersuchen. Sein geschworner Feind Dewier präsidirte bei dieser Kommission. Der Bericht, den er von dieser Geschichte abstattete, jagte den Günstling dermaßen in Harnisch, daß er den Untergang des

Rese-

Referenten beschloß. Kaum sahe er der Katharina Ende sich herannähern; so nahm er seine Maßregeln, um sich unter ihrem jungen Nachfolger des Ruders der Regierung zu bemächtigen. Auf diese Art glaubte er an, allen seinen Feinden die ausgezeichnetste Rache nehmen zu können. Nach der Katharina Tode verklagte er alle die, welche sich, um ihn von der Administration zu verjagen, verbunden hatten. Dies waren Tolstoi, Butturlin, Pissaroff, Nariskin, und Uschakoff, lauter Herren vom ersten Range. Man machte ihnen den Proceß unter dem Vorwande, sie hätten das von Peter I. 1722 wegen der Thronfolge gegebene Grundgesetz umzustoßen gesucht. Wegen dieser Beschuldigung, die man für ausgemacht hielt, wurden sie nach den Ausdrücken eben dieses Gesetzes des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt, aller ihrer Güther beraubt und des Landes verwiesen. Dewier ward in ihrer Ungnade mit eingeschlossen und bekam noch überdem die Knuth. Er schmachtete im innersten von Siberien nach einem Erretter. Dieß ward endlich Elisabeth. Sie rief ihn zurück. Er aber benutzte bei seiner Zurückkunft die gründlichen Betrachtungen,

gen, die er, in seiner Verweisung anzustellen, Zeit genug gehabt hatte und zog die Ruhe dem unruhvollen Geschäftsleben vor.

Peter Feodorowitsch unterhielt ungeachtet der Hitze, womit seine Tante und Bestuscheff den Krieg mit dem König von Preußen beförderten, beständig eine enge Verbindung und einen Briefwechsel mit diesem Monarchen, der ihm allemahl die ersten nnd sichersten Nachrichten von den Begebenheiten dieses Kriges verschaffte, und wenn man zu Petersburg das Te Deum wegen erhaltener Vortheile sang, die jedoch nur in den russischen Berichten existirten; so lachte er und half Stadt und Hof durch öffentliche Vorlesung gewisserer Nachrichten aus dem Irrthum und trank auf die Gesundheit seines Bruders oder seines Herrn Friederich. Diese gänzliche Unfähigkeit, seine Empfindungen zu verhehlen, eine am Hofe sehr gefährliche Tugend, diente nur dazu, die sich wider ihn erhebende Kabale immer verwegener und entschlossener zu machen. Anstatt ihn in der Regierungskunst zu unterrichten, entfernete man ihn von allen Geschäften. Er war

nie in den Kollegien, noch in den Senatsversamlungen gewesen. Man schien, es ausdrüklich darauf angelegt zu haben, ihm lange Weile, oder ihn in allen Dingen nachlässig und ungeschickt zu machen. Seine einzige Zuflucht war, daß er fleißig das Kadettenkorps besuchte. Diese unaufhörlich zu exerciren, war seine einzige Belustigung und Beschäftigung. Die Kaiserin ließ ihn an Geld und vielen andern Bedürfnissen Mangel leiden. Dadurch sahe er sich genötihget, an seinem Hofe in Holstein Aemter von einer ganz neuen Gattung zu errichten, und jedem, der ihn darum ansprach, den St. Anna Orden zu verkaufen. Ein elender Behelf, der Holstein, Rußland und die benachbarten Staaten mit Rittern überschwemmte. Zeitz hieß der Mann, dem man den Auftrag gegeben hatte, seine Finanzen blühend zu machen. Er hatte ihn, um ihn in den Augen des Publikums zu erheben, zum Kriegsrath ernannt. Man kam von allen Seiten zu Zeitz mit dem Geldbeutel in der Hand und gieng mit einem Ordensband oder einem Amte bekleidet wieder weg. Die ganze Welt lachte am Ende über diese Geschichte.

Der

Der Haß oder die Gleichgültigkeit der Elisabeth gegen Peter ward nicht eben vom Hofe mit einerley Augen angesehen. Eine ihrer Kammerfrauen Nahmens Johanna, die schon unter der Regierung Anna wegen gewisser unvorsichtiger Aeußerungen gegen diese Prinzessin verwiesen war, wagte, ihr folgendes zu sagen. „Ew. „Majestät erlauben mir, daß ich fragen darf, „warum sie dem Großfürsten den ihm so vortheilhaften Zutritt zu den Berathschlagungen „der Conseils und Collegien versagen; was denken Sie, aus ihm zu machen, wenn Sie ihm „jede Art der Beschäftigung verbieten und ihn „immer sich selbst überlassen?" Elisabeth schoß einen zornigen Blick. — — „Weißt du, wo „Siberien liegt?" fragte sie. Johanna schwieg und ging fest entschlossen, ihr nie wieder etwas vorzuhalten. Elisabeth verwies sie keinesweges, sondern schickte ihr am andern Morgen fünf Paar Kleider.

Elisabeth verdankte dem Grafen Iwan Iwanowitsch Schuwaloff ihren Geschmack für die Musik, Mahlerey und alle schöne Künste. Sie verwandte große Summen, um Gemählde

de und mancherley andere Kunstproducte anzukaufen.

Sie sprach rein, leicht und deutlich russisch, teutsch und französisch. Auch italienisch verstand sie so viel, daß sie alle Schriften rasch weglesen konnte. Sie unterhielt an ihrem Hofe eine italienische Oper, eine der glänzendsten in Europa und eine Truppe französischer Schauspieler.

In den sechzehn letzten Jahren ihres Lebens unterzeichnete sie keinen einzigen Befehl mehr. 1742, als man den Generalinspektor der Bergwerke Baron Schonberg arretirte; war sie zum leztenmahle in der Senatsversammlung in Moskau gegenwärtig. Von der Zeit an überließ sie ihrem Großkanzler Bestuscheff und andern Ministern die Führung der Geschäfte.

Die wenigen Personen, die sich für den Großfürsten interessirten, die es gewagt hatten, seine Tante aufzufordern, sie möchte auf seine Erziehung Acht geben und ihm eine Beschäftigung verschaffen, die seiner würdig wäre, diese wenigen wurden durch den geringen Erfolg ihrer Bemühungen abgeschreckt. Der Prinz suchte

suchte also, seine übrige Zeit mit Belustigungen aller Art zuzubringen. Er ward Spieler. Er nahm Unterricht in der Violine, rauchte Toback, und erfand tausend andere Zeitvertreibe, um sich vor langer Weile zu sichern. Man muß gestehen, er beging grosse Fehler, weil er sich immer nur um die jungen Herren, die Mitgenossen seiner Lustbarkeiten, bekümmerte, und Männer, die im Stande gewesen wären, ihm vernünftige Rathschläge zu geben, nicht eher um Rath fragte, als bis es keine Zeit mehr war. Diese Aufführung aber ist weit mehr ein Vorwurf für die Elisabeth, oder die nichtswürdige Kabale gegen den Prinzen, als des Prinzen eigener Fehler.

Die karge Besoldung, die man ihm gab, machte ihn geitzig. Außer freier Tafel und Equipage bekam er nicht mehr als 50,000 Rubel. Im Anfang seines Aufenthalts in Rußland erhielt er an seinem Geburts- und Namens-Tage Geschenke, die sich auf 50,000 Rubel belaufen konnten. Diese Geschenke blieben in der Folge aus. Man schränkte die Kosten für seinen Tisch dergestalt ein, daß unerachtet

achtet der ökonomischen Geschicklichkeit des Oberhofmarschalls von Sievers, der den Abgang möglichst zu ergänzen suchte, der Prinz und seine Gäste doch oftmahls ihren Appetit nicht befriedigen konnten. Diese Knickerey, die unanständige Verachtung, der man ihn Preis gab, die Kundschaftereien und verrätherischen Eingebungen vieler Hofleute, die Zumuthungen seiner eben so verwegenen als jungen Freunde, alles trug dazu bei, ihm die Gegenwart seiner Tante beschwerlich zu machen. Aus Verzweifelung verfiel er in tausend Ausschweifungen. Er ergab sich endlich würklich dem Trunk. Diese lasterhafte Gewohnheit war für die russische Nation eine traurige Vorbedeutung von der künftigen Regierung ihres künftigen Peter Fedorowitsch.

Die Verfolgung, die er von Seiten seiner Tante erlitt, blieb nicht unbestraft. Man hätte der Kaiserin im ganzen Ernst Mistrauen gegen den Großfürsten eingeflößt. Sie sah seine Sitten sich verschlimmern, und fing an, zu fürchten, er möchte sie wirklich vom

Throne stoßen. Vielleicht war auch ihr Betragen in Gegenwart des Peter so wie im Gegentheil das Betragen des Prinzen die Ursache dieser Furcht. Dem sei wie ihm wolle, Elisabeth wagte es nicht mehr, des Nachts sich dem Schlummer zu überlassen. Sie machte den Tag zur Nacht und belästigte dadurch die Einwohner in Petersburg nicht wenig. Um das Geräusch von ihrem Pallast am Tage, wo sie gewöhnlich zu schlafen pflegte, zu entfernen, war es verbothen, über die grüne Brücke zu fahren. Fuhrwerke, die diesen Weg zu nehmen hatten, mußten dieserwegen einen Umweg von mehr als zwei Wersten nehmen. War die Schildwache einmal nicht bei guter Laune; so trieb sie die Grobheit wohl gar so weit, daß sie auch Fußgängern den Zugang zu dieser Brücke versagte. Komödien und Opern fingen nicht eher als mit dem sinkenden Tage an, zuweilen gar erst tief in der Nacht. Diese seltsame Lebensart der Elisabeth mußte natürlich die Verwaltung der Staatsgeschäfte verzögern, auf die Länge ihre Gesundheit zerrütten und ihr Leben und ihre Krone verhaßt machen. „Verflucht sey, schrie sie mehr als einmal, der„jenige, der zuerst Mittel erfunden hat, einen

„Sou-

„Souverain zu stürzen und einen andern an „seine Stelle zu setzen."

Gleichwohl hatte das grausame Mistrauen, was man der Elisabeth gegen ihren Neffen eingeflößet hatte und das mehrere Jahre daurete, nicht alle die Folgen, die seine Urheber sich davon versprochen hatten. Die Kaiserin widerrief nicht, was sie wegen ihrer Krone zu Gunsten des Peter verordnet hatte, und Bestuscheff, der Anstifter des abscheulichsten Komplots empfing dafür die ihm gebührende Strafe. Hier ist die Ministerial = Note, die bei dieser Gelegenheit allen auswärtigen in Petersburg residirenden Ministern zugeschickt ward.

„Die Kaiserin hat schon seit einiger Zeit „die triftigsten Bewegungsgründe gehabt, in „ihren Kanzler Bestuscheff Riumin ein Mis„trauen zu setzen; doch hat sie sich durch ihre „Großmuth und durch die ihr angebohrnen „gnädigen Gesinnungen abhalten lassen, weiter „etwas zu thun, als bisher bloß seine Maßre„geln zu beobachten."

„Ihro Majestät haben endlich mit Misver„gnügen bemerket, daß Ihnen die Treue die„ses Mannes nicht ohne Grund verdächtieg ge„wesen. Ja, sie haben mit Schmerzen von vielen

„Verbrechen, Ränken, grausamen Handlun-
„gen und Machinationen, die eben so viele At-
„tentate gegen Ihro Majestät Höchstselbst wa-
„ren, sich überzeugt gesehen.“

„Noch mehr. Er hat Gottes, seiner
„Pflicht, seiner geschwornen Treue und der von
„Ihro Maytt ihm gnädigst erwiesenen Wohltha-
„ten vergessen, die er doch nicht verdienet, son-
„dern die er einzig der Großmuth Ihro Majestät
„zu danken hatte. Höchstdieselben finden sich
„also in die Nothwendigkeit gesetzt, gegenwär-
„tig die Regungen ihrer gewohnten Großmuth
„zu unterdrücken und der so oft und anhaltend
„in ihnen aufgeforderten Gerechtigkeit Gehör zu
„geben.

„Aus diesen Gründen hat die Kaiserin den
„Befehl gegeben, besagten Bestuscheff Riu-
„min, ihren ehemahligen Kanzler in Ver-
„haft zu nehmen, ihn aller seiner Aemter und
„Würden zu entsetzen und über sein und seiner
„Mitschuldigen Verfahren die genaueste Unter-
„suchung anzustellen. Petersburg den $\frac{1}{2}\frac{5}{6}$ Fe-
„bruar 1758.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die
wider Bestuscheff und seine Mitschuldigen anzu-
stellende Untersuchung nicht mit gehöriger Stren-

ge

ge fortgesetzet ward, weil diese Mitschuldigen größtentheils vornehme Hofleute waren. Bloß der engelländische Gesandte forderte den Großfürsten inständigst auf, auf eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu dringen.

Man muß diesen Bestuscheff Riumin nicht mit einer andern aus Nowgorod stammenden Familie dieses Namens verwechseln. Der Großkanzler, von dem allein hier die Rede war, stammte aus einer adelichen sehr bekannten Familie in der Grafschaft Kent in Engelland. Der Name dieser Familie war Best. Es findet sich ein Brief vom König Wilhelm von Großbritannien, der 1698 geschrieben worden, wodurch diese Abstammung außer Zweifel gesetzet wird. Dieser Brief ward nebst andern Nachweisungen über die Bestusche Familie und deren Wapen dem Russischen Hofe von Engelland aus zugeschickt.

Man sieht auf einer vom Großkanzler aufbewahrten Stammtafel, daß der erste seiner Vorfahren, der Engelland verließ, um sich 1403 in Rußland niederzulassen, Gabriel Best hieß, dessen Sohn genannt Jakob Ruma Bestuscheff vom Zaar Iwan Basilowitsch zur Würde eines Bojaren erhoben ward, und daß dieser Ja-

kob Ruma der erste gewesen, der den Nahmen Bestuscheff geführet habe.

Peter I. erlaubte 1701 einem der Bestuscheffs, diesen Nahmen in der Folge beständig beizubehalten. Der Urenkel des Jakob, Peter Bestuscheff Riumin, russisch kaiserl. wirklicher Geheimerrath wurde von Elisabeth bei ihrer Krönung 1742 mit dem Titel eines russischen Reichsgrafen für sich und seine ganze Nachkommenschaft beehret. Dieser Peter war der Vater des Grafen Alexis, des nachmahligen unversöhnlichen Feindes vom Großfürsten.

Alexis ward gebohren in Moskau den 22. May oder den 2 Junius 1712. Er begleitete als Gesandschaftskavalier die russischen Gesandten znm Kongreß nach Utrecht und erhielt nicht lange hernach von Peter I. die Erlaubniß, in die Dienste des Kurfürsten Georg Ludewig von Braunschweig zu treten, der ihn zu seinem wirklichen Kammerherrn ernannte. Als dieser Kurfürst 1714 König von Engeland geworden war; schickte er ihn als Minister nach Petersburg, um den Zaar seine Gelangung zum Thron bekannt zu machen. Bestuscheff hatte in dem großen Senatssaal Andienz und empfing bei seinem Abschiede nebst einem Briefe vom

Köni-

Könige, seinem Herrn, das gewöhnliche Geschenk, das man auswärtigen Ministern zu machen pflegte.

Im Anfang des 1718ten Jahres sahe man ihn wieder in Petersburg. Er hatte damahlen den Dienst des Königs von Engeland verlassen. Peter I. ernannte ihn zum Kammerherrn der verwittweten Herzogin Anna von Kurland. 1720 ging er als Minister an den Hof in Kopenhagen. Als im folgenden Jahre der für Rußland so ehrenvolle Nistädtsche Friede geschlossen ward; bewirthete er alle in Kopenhagen residirende auswärtige Minister und theilte goldene und silberne Medaillen unter sie aus, die auf der einen Seite diese Umschrift hatten: Exantlatis per quatuor et quod excurrit lustra, plus quam Hecruleis belli laboribus, pace Neostadii in Finlandia xxx Augusti S. V. 1721, gloriosissime, quod ipsa fatebitur invidia, sancita, exoptatam arctoo orbi quietem donavit: die Rückseite hatte die Inschrift: Haec moneta in memoriam pacis huius distribura fuit A H. R. Bestuscheff, apud Reg. Dan. Aulam h. t. residente. Peter I., der diese Medaille zu Derbent in Persien empfing, ward davon so bezaubert, daß er einen Danksagungsbrief an Bestuscheff schrieb und ihm

sein mit Brillanten besetztes Bildniß zum Geschenk schickte. Als eben dieser Kaiser 1724 seine Gemahlin in Moskau krönen ließ; ernannte er den damalen noch in Dänemark residirenden Bestuscheff zum wirklichen Kammerherrn.

1730 empfing er von der Kaiserin Anna den Befehl, Kopenhagen zu verlassen und als außerordentlicher Gesandter bei den niedersächsischen Reichsfürsten und Reichsständen nach Hamburg zu gehen. Er fand Mittel, in Kiel in den Archiven des Herzogs von Holstein gewisse auf die Verbindungen des Herzogs mit Rußland sich beziehende Originalakten, so wie das Testament der Kaiserin Katharina unsichtbar zu machen. Dies waren Papiere von der größten Wichtigkeit und er selbst war der Ueberbringer. Anna, der seine Geschicklichkeit ungemein gefiel, schickte ihn 1734 mit dem Alexander-Newsky-Orden gezieret in eben dieser Qualität nach Dänemark. Bald nachher ernannte sie ihn zum Geheimenrath.

1740 berief sie ihn nach Petersburg zurück und ernannte ihn zum wirklichen Geheimenrath und Kabinetsminister. Bestuscheff verdankte die beiden letzteren Stellen zum Theil der Empfehlung des Herzogs von Kurland Bieron. Dieser stellete der Kaiserin Bestuscheff als den besten Kopf vor, den man im Konseil dem Grafen Ostermann, dessen Ansehen überwiegend zu werden anfing, entgegen setzen könnte. Um eben diese Zeit ernannte der König von Polen August III. ihn zum Ritter des weißen Adlerordens.

Seitdem bekam er den größten Einfluß so wohl in die innerlichen als auswärtigen Angelegenheiten. Er war es fast allein, der die Anna lenkte, als sie Bieron zur Verwaltung des Reichs herbei rief. Er blieb beständig, auch nach dem Tode der Anna, mit diesem Günstling in der engsten Verbindung. Er benachrichtigte ihn schon am Abend seines ersten Regierungstages von den geheimen Anschlägen zweier Lieutenants von der preobraschenskoyschen Garde, denen die neue Administration schon misfiel. Als der Herzogregent vom Münnich

 arreti-

arretiret ward; hatte der Kabinetsminister gleiches Schicksal.

Er ward verschiedentlich verhört. Man führte ihn nachher in das Zimmer, worin Bieron bewacht ward, um ihn mit diesen zu konfrontiren. Er grüßte den Herzog und rief aus: „ „ich that Unrecht, daß ich dem Herzog etwas „Schuld gab. Alles was ich gegen ihn aus„gesagt habe, ist falsch. Meines Wissens „kann man ihm kein einziges Verbrechen oder „Vergehen vorwerfen. Ich habe alle Ursache, „mit ihm zufrieden zu sein; ich habe nichts als „Gutes von ihm zu sagen. Ich verlange, „daß meine gegenwärtige Aussage von den „Herren Kommissarien im Protokoll niederge„schrieben werde und daß darin ebenfalls der „Bitte und Anforderungen, die in dieser Rück„sicht vom Herzog selbst an sie ergangen, aus„drücklich Erwähnung geschehe. Ich sage es „ganz laut, fuhr er fort, ich bin vom Feld„marschall Munnich irre geführet und verleitet „worden. Dieser hat mir Loslassung verspro„chen, wenn ich zur Anklage des Herzogs mich „willig finden ließe. Versprechungen und Dro-

„hun-

„hungen, die man mir gethan, so wie die
„Furcht vor einer ferneren übelen Behandlung,
„die ich schon erfahren, haben mir meine erste
„Aussage abgezwungen, die ich hier wieder-
„rufe, weil die Stimme meines Gewissens und
„die Stimme der Ehre mich dazu auffodert.“

Er bekam seine Freiheit wieder im Jahr 1741. unter der Regierung der Elisabeth. Auf Anregung des Geheimenraths Grafen Lestocq ernannte diese Kaiserin ihn 1744 zum Vicekanzler, Senator und Generalpostdirector und bald darauf zum Ritter von St. Andreas Orden; wobey die seinem Vater ertheilte Würde eines Grafen ihm bestätiget wurde. Nach der Zeit ernannte sie ihn zum Reichskanzler und schenkte ihm in eben dem Jahre das Schloß Wenden in Liefland mit 63 Hakens. Er eignete sich in der Folge auch noch die Stadt Wenden zu, weil er behauptete, die Kaiserin habe unter dem Namen des Schlosses die Stadt Wenden mit begriffen.

Er

Er war der wärmste Anhänger des Hauses Oesterreich. Als Großkanzler wandte er alle seine Kräfte an, Elisabeth dahin zu bewegen, daß sie den drey gegen Frankreich und den König von Preußen verbündeten Mächten 36,000 Mann nach Deutschland zu Hülfe schickte.(*) Um den Friedensschluß zu beschleunigen, ließ er das Gerücht verbreiten, daß noch andere 36,000 Mann bereit ständen, den ersteren zufolgen. Eigentlich hatte der Russische Hof die Absicht nicht, die letzteren Hülfstruppen abgehen zu lassen. Indeß glückte die List und der Friede ward 1748 zu Aix la Chapelle mit den verlangten Bedingungen unterzeichnet.

Bestuscheff hat sich durch die niederträchtigste und schwärzeste Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter Lestocq beschimpft, den er mit der empörendsten Erbitterung verfolgte. Ehe Lestocq in Ungnade fiel; hatte er schon den Marquis de la Chetardie bei der Elisabeth angeschwärzt. Er hatte diesen fremden Minister um

(*) Die Verbündeten waren Engelland, Holland und Deutschland.

um die Gunst der Kaiserin, die er bisher ruhig besessen hatte, gebracht. Er war so weit gegangen, daß die Kaiserin ihn von Petersburg verwies. Des Bestuscheffs Grausamkeit und Verachtung des Völkerrechts, Eigenschaften, wovon sein Vaterland merkwürdige Beispiele aufgewiesen hat, waren so groß, daß Chetar- die seine Reise durch Rußland nur mit der äussersten Gefahr thun konnte. Er wurde auf dieser Reise mehrmahlen mit Schüssen angefallen und mußte sich oft im Boden seiner Kutsche niederducken. Die Erbitterung des Großkanzlers gegen den König von Preußen verleitete ihn, die merkwürdige Alliance des Wiener und Petersburgischen Hofes vom 22 May 1746 zu bewirken. Diese Alliance, die Elisabeth in den fatalen Preußischen Krieg verwickelte, war die erste Ursache der nachherigen Ungnade ihres Urhebers.

Die zweite Ursache war der unüberwindliche Abscheu des Großfürsten gegen ihn, der es ihm nie verzieh, daß er dem holsteinischen Hofe jene Papiere gestohlen hatte. Peter, der sich nie verstellen konnte, ließ bei jeder Gelegenheit seine Empfindlichkeit gegen ihn ausbrechen und dieser ward dadurch nur immer mehr

angereitzet, den Großfürsten zu stürzen. Auch glaubte er sich von dem glüklichen Ausgange seines Komplots so sicher überzeugt, daß er öffentlich von diesem Prinzen mit der tiefsten Verachtung sprach. Unterdessen war die Großfürstin mit dem Prinzen Paul Petrowitsch nieder gekommen und nun änderte er seinen ersten Plan und wählete statt dessen einen zweiten, der darin bestand, Petern zur Armee zu schiken und die Führung der Geschäfte der Großfürstin in die Hände zu spielen, die da nach dem Tode der Elisabeth Regentinn und Vormünderin ihres Sohnes geworden wäre. Man wunderte sich in Rußland nicht wenig, als die Russen nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf vom 30sten August 1757. worin sie über den König von Preußen einen entschiedenen Vortheil erhielten, Preußen räumten, da sie doch die Ueberwundenen hätten verfolgen sollen. Die Ursache dieser Begebenheit ist folgende. Elisabeth befand sich damahlen zu Zarkoje-Zelo, bekümmert und niedergedrückt von vielen zusammengestoßenen Krankheiten, die ihr Ende als sehr nahe vermuthen ließen. Bestuscheff, immer aufmerksam auf die Ausführung eines Plans, den sein Haß für Peter ihm eingegeben

hatte,

hatte, suchte jetzt der Unruhen dieses Preußischen Krieges sich zu entledigen und alle seine Kräfte zusammen zu halten. Er schrieb in dieser Absicht einen Brief an seinen Freund, den Feldmarschall Grafen Stephan Feodorowitsch Apraxin, den General der Russischen Truppen und ertheilte ihm den Befehl, sich eiligst an die Russischen Gränzen zurückzuziehen. Apraxin gehorchte.

Elisabeth ward jedoch bald wieder hergestellet und erkundigte sich nun nach ihrer Armee in Preußen. Sie wunderte sich nicht wenig, als sie erfuhr, daß die Armee schon wieder in Rußland war. Sie wollte die Ursache dieses unbegreiflichen Rückzuges wissen. Apraxin ward genöthigt, den Brief vorzuzeigen, den der Großkanzler ihm aus eigener Bewegung zugefertigt hätte. Sein an Entschuldigungen und erdichteten Ausflüchten sonst stets fruchtbares Genie verließ ihn in diesem Augenblick. Zugleich klagte der Kammerherr des Großfürsten, Herr von Brokdorff, den des Bestuscheff Feinde und hauptsächlich der engelländische Ambassadeur dazu angereitzet hatten, den Großkanzler bei der Kaiserin förmlich an, er habe durch die niederträchtigsten Mittel Petern von

der

der Thronfolge auszuschließen gesucht. Brockdorff ward von der Kaiserin reichlich belohnet und Bestuscheff den $\frac{14}{25}$ Februar 1758 ins Gefängniß gesetzt.

Man machte ihm den Proceß. Der Feldmarschall Fürst Trubetzkoy, die Grafen Buturlin und Alexander Schuwalow wurden zur Untersuchung ernannt. Seine Vergehungen wurden in einer Verordnung vom $\frac{5}{16}$ April 1759, die nachher publiciret ward, der Reihe nach aufgeführet. Man sehe hier ihren Inhalt.

„Wir Elisabeth u. s. w. Aus Unsern Manifest vom Februarmonath v. J. weiß das Publikum schon, daß der hiebevorige Kanzler Bestuscheff-Riumin in Verhaft genommen, und aller seiner Aemter, Bedienungen und Würden wegen solcher Verbrechen, die nicht geringer, als das Verbrechen der beleidigten Majestät sind, entsetzet worden, und daß seine Aufführung von einer an unserm Hofe niedergesetzten Kommission hat untersucht werden müssen. Seine hauptsächlichsten treulosen Vergehungen sind uns lange vorher bekannt und bewiesen worden, ehe und bevor wir uns wider Unsere gewöhnliche Güte und Gnade zu dieser Strenge bestimmet haben und durch die angeordnete

ordnete Untersuchung haben Wir nicht so wohl seine schändlichen Handlungen, welche von selbst genug ausgebrochen sind, erfahren, als ihn zur Reue bringen und ihm Gelegenheit geben wollen, Unsere gewöhnliche Nachsicht durch ein aufrichtiges Geständniß zu gewinnen, auch zugleich unsern huldreichen Gesinnungen die Mittel verschaffen wollen, ihm ohne zu große Abweichung von der Gerechtigkeit, einigermaßen Gnade wiederfahren zu lassen.

„Er hat es sehr wohl gewußt, daß Wir in der That bloß sein Geständniß verlangeten und er hat dieses theils aus dem Betragen, das man gegen ihn beobachtet hat, theils aus der Art und Weise, wie man seinen Arrest gemildert, indem man ihm seine eigene Wohnung zum Gefängniß statt desjenigen ließ, worin die Missethäter gewöhnlich eingesperret werden, und indem man ihm den Genuß aller seiner Güther bewilligte, abnehmen müssen.

„Mit einem Worte, die Absicht der Kommission ist vielmehr dahin gegangen, das freiwillige Bekenntniß des Schuldigen zu hören, als ihn dazu durch die gewöhnlichen Zwangsmittel, welche nie wieder ihn gebraucht worden, zu zwingen.

 „Allein

„Allein er hat es nicht dabey bewenden lassen, daß er während seines Ministeriums die Gnade und Wohlthaten, die Wir ihm in so reicher Maße erwiesen haben, ohne daß er sie im Geringsten verdienet hatte, gemisbraucht, unserm Vertrauen und seinen Pflichten auf eine schändliche Art entgegen gehandelt und bei seiner abscheulichen Undankbarkeit, so lange er im Arrest gewesen, beharret hat, sondern er hat die Gelindigkeit und Schonung, mit der man wider ihn aus großer Güte verfahren hat, verachtet, immerfort böse Anschläge gefaßt und seine Vergebung nicht seiner Reue, noch unserer Gnade, sondern eben den sträflichen Intriguen und eben den Ränken, wodurch er sich unsern Zorn zugezogen hat, zu danken haben wollen.

„Von dem Anfange der angestellten Erkundigung an, ist es ihm bei Lebensstrafe verbothen worden, irgend jemanden das Mindeste davon zu offenbaren und doch hat er von eben dieser Zeit an Gelegenheit gefunden, schriftlich denjenigen, die, wie er vorher sehen konnte, vernommen werden mußten, von dem, was bei der Untersuchung herausgekommen, Nachricht zu geben, und ihnen zu wiederhohlten mahlen

so wohl als auf verschiedene Art an Hand zu legen, was sie antworten sollten.

„Mit einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit hat er alles geläugnet, oder alles zu verhehlen gesucht, und so gar zu der Zeit, da er mit einem erschrecklichen Eide bei dem Genuß des heiligen Abendmahls bei dem Leibe und Blute unsers Erlösers dreist behauptete, daß er von nichts wüßte, hat man eigenhändig von ihm geschriebene Briefe gefunden, in welchen er gewisse Leute ermunterte, eben so wohl, wie er gethan hatte, zu läugnen, daß er sie bei denen Angelegenheiten, worüber er vernommen worden wäre, und einen Meineid abgeleget, gebrauchet hätte. Man hat daher seine Zuflucht zu seinen eigenen Schriften und andern Beweisen genommen. Man hat auch so überzeugende Beweise gefunden, daß ihm weiter kein Mittel übrig bleibt, als unsere Gnade sich zu erflehen. Vermöge aller dieser glaubwürdiger Zeugnisse ist er endlich beschuldiget und überführt worden:

1) Daß er sich unserm höchsten Willen entgegen in verschiedene Angelegenheiten, die ihn nicht angingen, gemischet und durch allerhand ungerechte Mittel seine Macht und sein Ansehen nicht in der Absicht, einen größern Eifer

in unserm Dienst, sondern vielmehr zum Nachtheil Unserer Wohlfahrt und bloß zur Befriedigung seines Ehrgeitzes und seiner Eitelkeit zu vergrößern gesucht hat.

2) Daß er zu der Zeit, da Unsere ausdrücklichen und genauesten Befehle mit seiner Leidenschaft oder seinen besondern Projecten nicht bestehen konnten, nicht allein unterlassen hat, dieselben vollziehen zu lassen, sondern sich auf tausenderlei Art bemühet hat, die Vollziehung derselben zu hindern, da sie eben Vollzogen werden sollten.

3) Daß er Uns seinen Pflichten und seiner Treue ganz entgegen sorgfältig und wider sein Wissen verborgen hat, was Unserer und des Reichs Wohlfahrt schädlich war.

4) Nicht ohne wahre Betrübniß sehen wir uns gezwungen, zu offenbaren, wie dieser von dem zügellosesten Ehrgeitz hingerissen und um sich so gar in solchen Angelegenheiten, mit denen er nichts zu thun hatte, wichtig zu machen, uns Mistrauen gegen unsern vielgeliebten Neffen und Erben, den Großfürsten und unsere liebe Nichte, die Großfürstin einzuflößen, und durch welche treulose Vorspiegelungen er in ihnen den Respect und die Liebe, die sie uns schuldig sind,

zu

zu schwächen gesucht hat. Ob ihm gleich seine Intriguen hierin nicht gelungen sind; so hat er doch seine abscheulichen Projecte nur erst zu der Zeit, da unsere erschöpfte Gedult ihn außer Stande gesetzt hat, sie auszuführen, fahren lassen. Außerdem hat man unter seinen Papieren unverwerfliche Beweise von so ausgebreiteten als nachtheiligen Komplots, von seiner bösen Gesinnung gegen Unsere Person und von Absichten, die unserer Sicherheit widerstreiten, gefunden.

„Es ist übenflüssig, seine Verbrechen und die Arten derselben ausführlicher zu entwickeln, weil wir die Strafe nicht nach dem, was er verdienet, sondern nach unserer Gnade, welche Wir immer zu hören geneigt sind, bestimmen wollen, und weil wir die Todesstrafe, womit seine Verbrechen belegt werden sollten und welche die Acten den Richtern von selbst dictiren, in eine beständige Verweisung auf eines seiner Güther unter einer guten und sichern Verwahrung gerne verwandeln, damit er, nachdem er im Verbrechen alt geworden, seine Bosheit nicht mehr zum Schaden und zur Verführung anderer Menschen ausüben könne.

„Nachdem er die ihm von Uns in so reicher Maße erwiesene Güte und Gnade mit einem solchen Undank vergolten hat; fallen seine eigene Güther, so wie diejenigen, die er Unserer Freigebigkeit zu danken hat, natürlicher Weise unserm Fiscus anheim. Jedoch ist es Unser Wille, ihm alles zu lassen und weiter nichts zu verlangen, als das die Summen, welche er uns schuldig ist, an unserer Schatzkammer wieder bezahlet werden. Wir geben daneben seiner Frau und seinem Sohn die Erlaubniß, ihm zu folgen und bei ihm zu bleiben, wenn sie sich nicht lieber an einem andern Orte aufhalten wollen. Petersburg. u. s. w.

Bestuscheff reisete mit seiner Gemahlin und seinem Sohn nach dem 120 Werste von Moskau entferneten Flecken Goretowo. Er wohnte daselbst anfänglich in einem Bauerhause. In der Folge bewirkte er sich durch sein öfteres Ansuchen, nachdem er viele Unbequemlichkeiten ausgestanden hatte, die Erlaubniß, sich ein anständiges Haus zu bauen, welchem er den Namen Angoisse gab.

Sein Freund Apraxin, der sich durch die Schlacht bei Grosjägerndorf so berühmt und durch seinen schleunigen Rückzug nach einem so

voll-

volkommenen Sieg so verdächtig gemacht hatte, ward von der Armee mit dem Befehl, sich in der Hauptstadt nicht finden zu lassen, zurückberufen. Er hielt sich auf dem Wege nach Zars-Koje-Zelo in dem Hause des Tschetisaeseki, welches der Krone gehörte, auf, und erfuhr daselbst die wider seinen Freund ergangene Verurtheilung. Ueber diese Nachricht ward er vom Schlage befallen, und da Elisabeth nicht mehr in ein Haus kam, worin jemand gestorben war; so brachten die Bedienten des Grafen ihn geschwinde aus dem Hause des Tschetisaeseki nach dem Felde unter ein Zelt, in welchem er starb. — Elisabeth fing erst gegen das Ende ihres Lebens zu besorgen an, daß sie sterben müßte, wenn sie einen Fuß in ein Haus setzte, worin jemand den letzten Seufzer von sich gegeben hatte. Ehedem hatte sie diese kindische oder abergläubische Furcht nicht, sondern sie besuchte die Kranken gerne und hielt es für ihre Pflicht, sie zum Tod zu bereiten und sie nicht eher als im letzten Augenblick ihres Lebens zu verlassen.

Wie er sich zu Goretowo aufhielt; zeigte Bestuscheff die Standhaftigkeit im Unglück, deren er sich einige Monathe vor seiner Ungnade gerühmet und die er auf einer Medaille, welche

er hatte schlagen lassen, ausgedrücket hatte. Diese Medaille stellte auf der einen Seite sein Brustbild mit dieser Umschrift: Alexis Comes de Bestuscheff-Riumin Imp. Majest. Ruth. Cancellarius ect. und unter dem Brustbilde zwey Felsen mitten in einem ungestümen Meer dar, aus welchem schwarze Wolken aufstiegen. Von der einen Seite dieser Wolken kamen Donner und Blitz und Regen her, die andere Seite derselben ward durch Sonnenstrahlen erleuchtet. Man las auf der Exergue diese Umschrift immobilis in mobili und die Inschrift, die ein Sprüchwort ist, das er oft im Munde führte: semper idem mit der Jahrzahl MDCCLVII. Der Tod seiner Gattinn vergrößerte seinen Kummer über seine Verweisung. Die Frau Bestuscheff war eine Tochter des Iwan Friederich von Bottiger, dem Residenten des Russischen Hofes bei dem Niedersächsischen Kreise (Peter I. hatte mit seiner Gemahlin einige Zeit in dem Hause dieses Residenten in Hamburg logiret. Katharina beschenkte ihn mit ihrem mit Brillanten besetzten Bildniß). Sie war den 6. August 1693. gebohren. Sie ward auf dem Guthe Bottigers-Holm auf der Insel Funen, die zum Amte Odensee gehöret, verheirathet.

Sie

Sie bekannte sich bis an ihr Ende zur lutherischen Religion. August III. König von Pohlen hatte, als des heiligen römischen Reichs Verweser sie den 13 Julius 1745. zur Gräfin dieses Reichs ernannt. Eben diese Würde ward an eben demselben Tage ihrem Sohn Andreas Alexiowitsch Bestuscheff und seiner ganzen Nachkommenschaft verliehen. Sie war Hofmeisterin bei Elisabeth gewesen. Sie begleitete ihren Gemahl in seiner Ungnade zum zweitenmahl. Sie starb den 15ten December 1761. plötzlich am Schlagfluß. Ihr Körper ward zwey Jahre nachher nach der lutherischen Kirche in Moskau gebracht und daselbst unter dem Altar mit vieler Pracht eingesenket.

Diese Dame, deren Character der Baron von Trenk hinlänglich geschildert hat, ist einige Zeit eben so wohl als ihre Tochter das Gespräch der ganzen Stadt Petersburg gewesen. Die letztere trat auf dem Wege der Galanterie in die Fußstapfen ihrer Mutter und ward an einen Kriegsmann verheirathet. Dieser ward ihrer unordentlichen Lebensart bald überdrüssig und klagte beim Justizkollegium. Die ganze Hauptstadt belustigte sich über die Späße, die bei diesem Proceß zum Vorschein ka-

 men.

men. Minister, Hofleute, allerley Leute wurden in demselben als Mitschuldige genannt. Der Mann beschuldigte seine Frau, daß sie als eine der Jungfrauenschaft beraubte und als eine vollendete Bulerin das Hochzeitsbett bestiegen habe. Auf diese neue Beschwerde antwortete die Frau Bestuscheff, welche selbst ihre Tochter vor Gericht vertheidigte, es wäre sehr sonderbar, daß ein vernünftiger Mann auf dergleichen Vorwürfe verfiele und sich einbildete, daß ein Mädgen von gewissen Jahren das eingebildete Kleinod, auf welches der Mann so sehr hielte, als eine sehr kostbare Reliquie in ihrem Körper behalten müßte, gerade als wenn sie nicht besser thäte, daß sie sich von dem Jukken, das sie peinigte, los machte. Diese Antwort, welche viel schlüpfriger war, als ich sie erzähle und der ganze Receß der Frau Bestuscheff, welche eben so beschaffen war, misfiel den Richtern im höchsten Grade. Wie dieselben das Ansehen des Gerichts durch die Sonderbarkeit des Verhörs und die große Menge Herren, die darin verwickelt waren, angetastet sahen; so machten sie diesem Proceß geschwinde durch einen entscheidenden Spruch ein Ende.

Bestuscheff zog in seiner Verweisung zum Zeitvertreib verschiedene Stellen aus der heiligen Schrift aus. Als er zurückberufen ward; ließ er sie (in Moskau 1763) mit einigen Gebethsformeln und einer Vorrede drucken, welche der Archimandrit oder Direktor des erzbischöflichen Seminariums in Moskau Gabriel, der hernach Bischof in Twer war, gemacht hatte. Das ganze Werk machte ein Buch von 13 Druckbogen in kleinem 4. aus. Gabriel sagt in seiner Vorrede, daß „dieses Buch ein Beweis von der Standhaftigkeit des Grafen „Bestuscheff in seinem Unglück sey und beweise, „wie viel Kräfte der Mensch gegen das Unglück „habe, wenn er sein Vertrauen auf Gott setzen „und seinen vornehmsten Trost in der heiligen Schrift suchen wolle. Dies Büchelchen ist ins Französische, Deutsche und Schwedische übersetzt und 1763 in Petersburg und Hamburg und das folgende Jahr in Stockholm gedruckt worden. Der Titel ist: Auserlesene Sprüche der heiligen Schrift gesammlet zum Trost aller Christen, die ungerechte Strafen leiden.

Bestuscheffs Exilium veränderte die Lage des Großfürsten sehr wenig. Die Neider, Schmeichler und mancherlei anderes Hofgeschmeiß

schmeiß krochen schaarenweise um den Fürsten. Bestuscheffs Verbannen hieß der Hyder nur einen Kopf abschlagen.

Seine Verbannung daurete die ganze übrige Regierung der Elisabeth hindurch und noch unter der sehr kurzen Regierung Peters III. fort. Seine Wittwe, die jetzt regierende Kaiserin schickte, so bald sie den Thron bestiegen hatte, (den $\frac{3}{14}$ Julius 1764) den Obersten Prinzen Wolchonsky und den Gardelieutenant Kalitschkin nach Goretowo, um dem Bestuscheff seine Zurückberufung anzukündigen.

Die Kaiserin nahm ihn aufs gnädigste auf, setzte ihn in seine Stelle als Generalfeldmarschall mit eben dem Range, der ihm zufolge des Tages seiner Ernennung zukam, wieder ein, gab ihm seine Stellen als wirklicher Geheimerrath, als Senator und Ritter der beiden russischen Orden wieder und überdem noch eine Pension von 20,000 Rubeln. Diese Wohltaten der Kaiserin machten noch größeres Aufsehen wegen einer damit verbundenen Verordnung, die zu merkwürdig ist, als daß sie hier nicht als Anhang des Büchelchens des Grafen aufgeführt werden sollte. Sie lautet von Wort zu Wort folgendermaßen.

„Wir

„Wir Katharina II. u. s. w. Es gehöret nur gesunder Menschenverstand dazu, die strenge Verbindlichkeit zu kennen, die alle Menschen gegen Gott und unter einander haben, bei keiner Gelegenheit die Pflichten der Gerechtigkeit zu überschreiten und hauptsächlich weder Unglück noch Unterdrückung auf dem Kopf eines Unschuldigen zu häufen.

„Ehe wir Unsern russischen kaiserlichen Thron bestiegen, kannten Wir schon die vieljährigen und ausgezeichneten Dienste, die Unserm Reiche ehemals von dem unglücklichen und untadelhaften Grafen Bestuscheff Riumin geleistet worden. Die wider ihn ergangene und den 27 Februar 1758 publicirte Urthel ließ Uns vermuthen, daß das Verbrechen, das ihm von Seiten Unserer geliebten Tante Elisabeth Petrowna eine so strenge Bestrafung zuzog, sehr groß gewesen seyn müsse. Gleichwohl nöthigte Uns das zweite Manifest vom 6ten April 1759, worin ein unbestimmtes Verzeichniß der ihm aufgebürdeten jedoch keinesweges specificirten Verbrechen befindlich ist, Unser Urtheil noch zurückzuhalten. Es ließ Uns argwohnen, daß der Unwille dieser so menschenfreundlich gesinnten Kaiserin und die

Rache,

Rache, die sie, an ihm zu nehmen, sich bewogen fand, von Kabalen und Verläumdungen gegen den Grafen bewirkt worden. Denn der Inhalt dieses zweiten Manifestes zeigte Uns keinen Strafbaren, sondern einen ohne Urthel und Recht verdammten und unterdrükten Mann.

„Vermöge Unserer natürlichen Menschenliebe haben Wir es für recht gehalten, die Strenge der Urthel zu mildern und einem Strafbaren lieber zu verzeihen, als die Dienste, die besagter Graf Bestuscheff so viele Jahre lang dem Reich geleistet hat, in Vergessenheit gerathen und ihn (welches noch tadelswürdiger seyn würde) seine Tage in einer schimpflichen Verbannung beschließen zu lassen. Diesem zufolge haben wir, seit die Vorsehung uns das Scepter in die Hände gegeben, den Regungen Unserer Empfindlichkeit und der Stimme der Gerechtigkeit Gehör gegeben. Wir haben diesen alten und treuen Diener Unsers Reichs aus seiner Verbannung zurückberufen, welcher jedoch, weil ihm Unsere Gerechtigkeitsliebe bekannt war, bei seiner uns gemachten Aufwartung, Uns unterthänigst um die Erlaubniß gebethen, seine Unschuld vor Unsern Augen beweisen zu dürfen, eine Erlaubniß,

die

die Wir ihm sehr gerne zugestanden haben: worauf er Uns alle die Ränke und grausamen Verläumdungen, die Schuld an seinem Unglück gewesen, entwickelt, sonnenklar erwiesen und dadurch Unser lebhaftes Mitleid erreget hat. Wir haben zugleich die sanfteste Beruhigung genossen, indem Wir gesehen haben, daß die ihm wieder gegebene Freiheit sich mit der Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, womit Wir Unsere Regierung angefangen haben, vollkommen wohl vereinigen lasse.

Sein Beispiel hat uns bewiesen, daß die Untersuchung wider einen Verbrecher desto schärfer seyn müsse, je schwerer die Anklage ist. Ohne diese Vorsicht kann die Verdammung einen Unschuldigen treffen. Denn ob zwar Unsere geliebte Tante, die Kaiserin Elisabeth, wie Uns und aller Welt bekannt ist, viel Einsichten und einen sehr durchdringenden Verstand mit einer unerschöpflichen Nachsicht und Billigkeit verband; so hatte nichts desto weniger, da niemand untrüglich, und niemand, Gott ausgenommen, die Gedanken der Menschen zu ergründen fähig ist, die Sache des Grafen Bestuscheff, weil Unsere geliebte Tante verleitet worden war, für seine Ehre und alles,

was ihm angehörte, die unglücklichste Wendung genommen. Daher war das, was nun weiter verfügt ward, und sie ihren Begriffen von Gerechtigkeit gemäß hielt, wider ihr Wissen, ihrer Denkart und ihrem Charakter ganz entgegen gesetzt. Dieserwegen haben Wir, weil Wir gesonnen sind, den Glanz ihres Namens und ihrer Regententugenden wieder herzustellen, zu beweisen, wie sehr Wir an ihrer Person Antheil nehmen und wie werth Wir ihr Andenken halten und die Pflicht eines jeden Christen, die einer Mutter des Vaterlandes so würdig ist, mit möglichster Genauigkeit zu erfüllen, Uns verbunden gehalten, feierlich zu erklären, daß besagter Graf Bestuscheff Riumin im höchsten Grade das Vertrauen Unserer höchstseligen Tante, seiner Souverainin verdienet habe, und daß er im gleichen Grade Unsere besondere Gnade verdiene, die Wir ihm auch durch gegenwärtiges Manifest gewähren wollen, indem Wir ihn in die Würden und Aemter eines Generalfeldmarschalls, eines würklichen Geheimenraths, Senatoren und Ritters der beiden rußischen Orden, mit dem Range, den der Tag seiner Ernennung zu besagten Stellen mit sich bringt, wieder einsetzen, und ihn überdem mit einer

jähr-

jährlichen Pension von 20,000 Rubeln, die die Staatskasse zahlen wird, begnadigen. Wir erwarten von allen Unsern getreuen Unterthanen, daß sie in Ansehung der vielfältigen Dienste, die diesem Reich so viele Jahre hindurch von besagtem Grafen Bestuscheff geleistet worden, für ihn alle Ehrfurcht und Hochachtung haben werden, deren er sich würdig gemacht hat. Wir befehlen gnädigst, weder ihm noch seiner Familie über das von ihm erlittene Unglück, dessen Ursache ihm nach den Rechten nicht beigemessen werden kann, keinerley weder mittelbare noch unmittelbare Vorwürfe zu machen bei Strafe Unserer kaiserl. Ungnade. Gegeben Petersburg den 13ten August 1762.

Das Original ist von der Kaiserin eigenhändig unterschrieben.

Dieses Manifest ward von den Kathedern der Kollegien und aller öffentlichen Etablissemens verlesen und aller Orten angeschlagen.

Katharina befreiete den Bestuscheff wegen seines hohen Alters von aller Arbeit; er beschäftigte sich bloß mit dem, was ihm gefiel. Zu zweien mahlen hat er sich, wiewohl vergebens, in die Angelegenheiten gemischt, wel-

che die Erwählung des Königs von Pohlen betrafen.

Im Jahr 1764 ließ er eine Medaille auf seinen nahen Tod schlagen. Auf der einen Seite derselben steht sein Brustbild mit dieser Umschrift: Alexis Comes a Bestuscheff- Riumin, Imp. Russ. olim Cancellar. nunc Senior, exercit. Dux. Consil. actu. intim. & Senator primus und der Name des Künstlers: J. G. Jäger. Auf der Exergue ist ein Platz mit Pomeranzen- und Palm-Bäumen im Perspectiv, ein Sarg und das Wapen des Grafen auf einem Gerüst; zur Rechten steht die Stärke, welche in der einen Hand das Glaubensbekenntniß der Christen und in der andern Hand einen Palmzweig hält; zur linken steht die Standhaftigkeit, welche sich mit der einen Hand auf einer Säule stützet, und in der andern Hand einen Lorbeerzweig hält. Oben auf dem Sarge liest man diese Worte: tertio triumphat; und unter diesen: post duos in vita de inimicis triumphos, de morte triumphat. A. MDCCLX. . . . . Act. 1765. Man sieht, daß er beim Datum einen leeren Platz gelassen hat, um darauf das

Jahr

Jahr seines Todes zu bemerken. Er ließ diese Medaille noch einmahl größer schlagen und auf der Rückseite sein Geburtsjahr setzen. Er starb den $\frac{10}{21}$ April 1761 an einer Krankheit, die beinahe drey Wochen dauerte. Einige Zeit vorher hatte der Großfürst Paul Petrowitsch ihn zum Ritter des Ordens der heil. Anna von Holstein ernannt.

Der Großkanzler von Bestuscheff stimmte im Conseil immer für die Teutschen. Ein langer Aufenthalt in Teutschland und eine Gemahlin, die darin gebohren war, hatten diese natürliche Neigung stärker gemacht. Aus gleichem Eifer für die Lutherische Religion und ihre Anhänger hinderte er den Einfall, den die Russischen Priester im Anfang der Regierung der Elisabeth in die prächtige Kirche thun wollten, welche nahe bei der Russischen Kirche steht, welche der Jungfrau Maria geweihet ist. Die Popen gaben, um ihr Project glücklich auszuführen, vor, die heilige Jungfrau wäre erschienen und hätte unter Vergießung bitterer Thränen sich darüber gar sehr beschweret, daß in ihrer Nachbarschaft der Gottesdienst in einer ketzerischen Kirche getrieben würde. Mit dieser Erscheinung kamen sie zum Bestuscheff. Dieser

antwortete ihnen aber, die heilige Jungfrau wäre anders Sinnes geworden, er hätte sichere Nachrichten von ihr, und sie hätte bei einer nachherigen Erscheinung ausdrücklich erkläret, daß sie der Lutherischen Kirche nicht mehr begehrte, weil sie der Länge nach nicht von Osten nach Westen, sondern von Norden nach Süden gebauet wäre, und folglich die rechtgläubigen Russen ihren Gottesdienst darin nicht halten könnten, zumal da ihre Kirchen in Ansehung der Länge immer von Osten nach Westen stehen müßten. Die Popen, die sich vorhin so sehr nach der Lutherischen Kirche hatten gelüsten lassen, dachten über diese Antwort des Bestuscheff nach und setzten ihr Project mit weniger Hitze fort.

Der Sohn des Bestuscheff (Andreas Alexiewitsch, Graf des heil. Römischen Reichs, wirklicher Geheimerrath des Russischen Hofes, Kammerherr und Ritter der Orden des heil. Alexander Newsky und der heil. Anna) entsprach seinen Absichten gar nicht. Der Vater hatte sich viele Mühe gegeben, ihn so zu erziehen, daß er ihm dereinst Ehre machen könnte. Als der junge Mensch seine Studien vollendet

hatte,

hatte; nahm der Großkanzler sich vor, ihn zu seiner Ausbildung nach auswärtigen Höfen reisen zu lassen. Er hatte einen Hofmeister nöthig. Er fand diesen Mentor in der Person des Herrn Scherer, eines Schweizers von Geburt, der sich bei der Garde befand, und dessen Vater Resident des Russischen Hofes in Danzig gewesen war. Jedermann ging zum Herrn Scherer und wünschte ihm zu dieser ehrenvollen Wahl, so wie zu der weitern Beförderung, die er unfehlbar zu hoffen hätte, Glück. Er antwortete aber als ein ganz redlicher und aufrichtiger Mann, denen die ihm Glück wünschten: „Meine Herren, sie kennen alle, „so gut wie ich, das Subject, das mir an„vertrauet wird; sie wissen, wie seine Erzie„hung, seine Neigungen und seine Manieren „bisher gewesen sind, wünschen sie mir nicht „mehr Glück. Ich will ihnen sagen, wie ich „es mit ihm halten werde. Bey der ersten „Thorheit, die er an einem auswärtigen Hofe „begehen wird, werde ich ihn mit aller nur „möglichen Mäßigung tadeln. Begeht er wie„der einen Fehler; werde ich ihn schelten und „ihm in einem sehr ernsthaften Ton die Art und „Weise, wie er sich dem Vernehmen nach be-

„trägt, verweisen und dann werde ich noch Geduld haben. Wenn er sich aber zum dritten mahle vergeht; so gebe ich ihm die Peitsche und kehre in mein Vaterland zurück. Er hielt richtig Wort."

Als Bestuscheff von seinem zweiten Exilium zurückberufen worden war; klagte sein Sohn aller Orten darüber, daß sein Vater von Ohrenbläsern und Schmarotzern umgeben wäre, die ihn um seine Liebe zu bringen suchten. Er klagte hierüber oft bei seinem Vater selbst und gab ihm auf diese Art Lehren. Da das Betragen des Sohnes von Tage zu Tage immer tadelswürdiger ward; so faßte der Graf den Entschluß, ihn in einem Kloster einzusperren. Auch machte er ein Testament, in welchem er ihm zu seinem Unterhalt eine Pension auf seine Güther anwies. Daneben enterbte er ihn und setzte den Prinzen Wolchonsky, seiner Schwester Sohn, förmlich zu seinem Erben ein. Weil er aber starb, bevor er sein Testament hatte unterschreiben können, welches wegen dieser fehlenden wesentlichen Feierlichkeit null und nichtig war; so fiel seine Verlassenschaft nach

den

den Gesetzen seinem Sohn ganz zu. Allein die Kaiserin bestellte ihm Kuratoren, die das Vermögen so lange, bis alle darauf haftende Schulden getilget waren, verwalten mußten, und ließ ihm bis dahin nur eine Pension von 3000 Rubel, die er in Reval verzehrte. Er genoß sie nicht lange, indem er seinen Vater nur zwey Jahre überlebte und er stieg ins Grab, ohne daß er von jemanden auf der Welt bedauret ward.

Elisabeth, die sich von ihrem Großkanzler leiten ließ, hatte eine Art von Abscheu an allem bekommen, was den Namen Preuße führte. Sie ging einmal ganz geschwinde wieder aus einem Garten, ob sie gleich eben in denselben gekommen war, und zwar bloß deswegen, weil sie darin den Preußischen Minister gesehen hatte.

Sie fand, wie ihr Vater, Vergnügen an Maskeraden, Thorheiten des Volks und possierlichen Belustigungen. Sie veranstaltete einmahl an ihrem Hofe eine Maskerade, welche die verkehrte Welt vorstellen sollte. Auf derselben mußten die Herren in Frauenzimmerkleidung

und die Damen in Mannskleidung erscheinen. Der Feldmarschall Liven kam den Tag vorher in Petersburg an. Sie bath ihn, der Lustbarkeit beizuwohnen. Er entschuldigte sich, und trug dem Grafen Rasumoffsky auf, zu ihr zu gehen und ihr für die Achtung, die sie ihm gnädigst bewiesen, unterthänigst zu danken, ihr aber auch zugleich zu sagen, daß er nicht so bald eine anständige Kleidung zu bekommen wüßte. Elisabeth nahm diese Entschuldigung nicht an, sondern sie ließ ihm sagen, daß er sich nur so, wie er wäre, einfinden dürfte, und daß er alles, was er gebrauchte, in der Garderobe ihrer Kammerfrauen, welchen sie die gehörigen Befehle gegeben hätte, finden würde.

Der Preußische Krieg, in welchem die rusischen Waffen viele Ehre einlegten, brachte Rußland seinem Untergang nahe. Es war, so zu sagen, keine einzige Familie unter den Vornehmen oder Geringen, die nicht den Verlust eines der Ihrigen beweinete. Der Hof unterstand sich nicht, die Armee zu rekrutiren, weil er eine Empörung befürchtete. Außer den im Jahr 1755 angeworbenen 70,000 Mann, nahm

man im folgenden Jahr eine beträchtliche Werbung vor und während des Krieges warb man noch 24,000 Mann an. Die Schlachten, die Krankheiten und andere Unfälle des Lagers rafften zwischen 3 bis 400,000 Russen weg. Zu diesem unersetzlichen Verlust kömmt noch der Verlust der 30 Millionen Rubel, die im Auslande verwandt wurden.

Dieser unglückliche Krieg hat den Tod der Elisabeth, die sonst eine starke Konstitution hatte, befördert. Der Kummer und die Unruhe, die sie sich über das Blut machte, das, ohne dadurch etwas gewonnen zu haben, vergossen worden war, zerrütteten ihre Gesundheit und vermehrten die Anfälle von der hinfallenden Sucht, denen sie unterworfen war. (*)

Im Herbst des Jahres 1761 machte sie Anstalten, Peterhof zu verlassen, und ihren triumphirenden Einzug in die Hauptstadt anzustellen.

(*) Ihre Ueppigkeit, ihre Weichlichkeit, ihre Galanterie und ihr zügelloser Geschmack an allen Vergnügungen waren die ersten Ursachen dieser Anfälle.

Alles war zu ihrem Empfange veranstaltet. Vor ihr her sollten die Fahnen, die Kanonen und alles Kriegsgeräthe gehen, das man dem König von Preußen abgenommen hatte. Als sie eben in eine Kutsche steigen wollte; ward sie plötzlich von der hinfallenden Sucht befallen. Dieserwegen ward die angeordnete Procession der Fahnen abbestellet und ihr letzter Aufenthalt auf diesem Lustschloß verlängert.

So bald sie wieder hergestellet war; kam sie wieder nach St. Petersburg und verließ diese Stadt nicht wieder. Ihre Schmerzen daureten immerfort und waren in den letzten Monathen ihres Lebens erschrecklich groß. Diese wollüstige und empfindliche Dame, die in ihren gesunden Tagen ihren Vergnügungen auf eine lächerliche Art nachging, ertrug diese Schmerzen mit solcher Geduld und Selbstverläugnung, daß jedermann darüber erstaunete. Sie versicherte beständig, daß ihre Martern zu gelinde wären, als daß sie ihren abscheulichen und unzähligen Sünden gleich kommen sollten.

Durch

Durch ihren Haß gegen die Preußen hatte sie sich den Haß ihres Hofes und ihres Volks zugezogen. Um sich vor der Gährung, die sie von Tage zu Tage zunehmen sah, in Sicherheit zu setzen, ersann sie die geheime Kanzeley, von welcher ich vorhin geredet habe. Die Angeber wurden daselbst immer gut aufgenommen. Derjenige, der für den lasterhaftesten Menschen bekannt war, konnte den rechtschaffensten Menschen ungestraft vor die geheime Kanzeley ziehen. Ungestraft! dies will nicht viel sagen, denn einige Schläge mit der Knuth, welche er sich geben ließ, waren ein hinlänglicher Beweis wider den Angeklagten, der eine sehr strenge Strafe ausstehen mußte. Der ausgesprochene Name des Königs von Preußen, das geringste Wort von den Angelegenheiten der Welt waren unverzeihliche Verbrechen. Die Gefängnisse waren damalen nicht zureichend, alle Verbrecher aufzubewahren. Die Gränzinspectoren, junge Leute in Liefland, welche nie auf weiter etwas als auf ihre Vergnügungen bedacht gewesen waren, wurden vor die fürchterliche Kanzeley gezogen, in Arrest gesetzt, gemishandelt, verwiesen u. s. w. Dieses Gericht, dem

die

die Greuel der heiligen Hermandad nie glichen, daurete bis an den Tod der Elisabeth.

Man fand unter ihrer Regierung den Präsidenten des Kriegskollegiums und Fürsten Trubetzkoi. Seine vollkommene Klugheit hatte ihn mitten unter den Stürmen, die den Hof beständig beunruhigten und mitten unter den verschiedenen Revolutionen erhalten, in welchen man die Zars und folglich auch die Minister sich sehr schnell succediren sahe. Das russische Volk hielt sich davon überzeugt, daß Trubetzkoi der Urheber des Elends und Unglücks wäre, welches es unter jeder Regierung ausgestanden, hatte ihn den Tod geschworen und forderte bei jeder Veränderung des Souverrains seinen Kopf. Die Erbitterung des Volks war zu der Zeit, da Katharina II. auf den Thron kam, so groß, daß es sich zusammen rottirte und öffentlich verlangte, man sollte ihm diesen verehrungswürdigen Alten ausliefern. Die Kaiserin sahe sich beinahe genöthiget, der Rebellion nachzugeben und Trubetzkoi sollte schon in Stücken gehauen werden. Allein sie öffnete ihm eine verborgene

Thüre,

Thüre, aus welcher er entfloh. Er ward noch verfolgt und hatte seine Rettung nur einem Lieutenant bei der Garde zu Pferde, der ihm auf seiner Flucht forthalf, zu danken.

Nicht bloß der Russische Pöbel, sondern der Pöbel unter allen Nationen ist so gesonnen, daß er in einem Augenblick von der Wuth zur Reue und zur größten Ehrfurcht übergeht. Nach dem Tode des Fürsten Trubetzkoi ließ man dem weisen und sanften Character, wodurch er, sich vor allen Intriguen des Hofes zu hüten und sich die Hochachtung und Freundschaft der mannichfaltigen Partheien zu erwerben, gewußt hatte, Gerechtigkeit wiederfahren. Sein Andenken wird jetzt in Rußland geehret und man betrachtet ihn als einen Heiligen.

Bei den Russen und allen morgenländischen Völkern, welche wir für Heiden halten, ist die Gewohnheit, den Fremden Salz vorzusetzen, eine eben so heilige Pflicht der Gastfreiheit, als die Pflicht, ihnen Brodt zu reichen. Als die persischen Gesandten zum Mirveis kamen, um ihn dazu zu bewegen, daß er von der Rebellion, die er wider seinen Souverain, den Schach

Hussein

Hussein, erreget hatte, abstehen möchte; so sagte er folgendermaßen zu ihnen: „Ihr seyd „zu eurem großen Glück meine Reisegefährten „gewesen und nach den Gesetzen der Gastfreiheit „berechtiget; Salz und Brodt bei mir zu „essen?“ Orangzel, Gouverneur von Decan, ließ einmal alle Faquirs im Lande zu sich kommen, um das Vergnügen zu haben, ihnen ein großes Allmosen zu geben, ihnen an statt des Reises Brodt vorzusetzen, welches in diesen Gegenden ein seltenes Nahrungsmittel ist, und Salz mit ihnen zu essen. Melchisedech kam dem Gesetz, Salz vorzusetzen, treulich nach, als er Abraham bei sich aufnahm. Alle morgenländische Gesandte genießen noch in Rußland das Vorrecht, in Rußland Salz und Brodt zu bekommen. Diese Worte sind zum Sprichwort geworden. Salz und Brodt sind das Geschenk, das die Russen allen denen machen, welche ein neues Haus beziehen, oder ihre Wohnung verändern. Die Kaiserin Elisabeth beschenkte den Grafen von Lestocq mit einer prächtigen Solitaire und einem köstlichen Salzfaß.

Opferthiere zu schlachten ist in der That kein wesenliches Stück der muhamedanischen Religion.

gion. Indeß beobachten sie in verschiedenen Fällen diesen Gebrauch aufs genaueste und zwar aus Ehrfurcht für das Andenken ihrer Vorfahren, von denen sie diesen Gebrauch bekommen haben. Als sie im Jahr 1714 mit den Russen verabredeter Maaßen die Gränzen beider Reiche zwischen den Flüssen Orel und Samara festsetzten; hatten sie fünf Lämmer ganz dicht bey den hohen und steilen Ufern, die in der Absicht errichtet waren, daß sie zu Gränzen dienen sollten, und indem sie diesen Lämmern den Kopf abschnitten, ließen sie das Blut derselben wohlbedächtlich auf das Ufer fließen. Dies war ein Sinnbild, welches sie den Russen, die sie darnach fragten, also erkläreten: derjenige, der diese jetzt festgesetzte Gränze verletzet, soll für seine Kühnheit mit seinem Blute büßen.

Die Zahl vierzig ist den Russen angenehm und gewissermaßen heilig. Man findet sie in ihren Rechnungen, bei ihren bürgerlichen und religiösen Ceremonien, in ihren Gesprächen und überall. Sie gebrauchen Umschreibungen und ungewöhnliche oder veraltete Wörter, um

nur

nur Gelegenheit zu haben, diese Zahl anzubringen. So sagen sie, wenn sie die Summe von 1 Rubel und 20 Kopicken angeben wollen, vierzig Altins. Der Altin ist eine alte abgeschaffte Münze, welche 3 Kopiken galt. Der Siberische Tribut, den man in Pelzwaaren abträgt, wird in Packete von 40 Fellen gepackt, Wenn die Popen in dem kurzen Gebeth an die h. Jungfrau, welches sie vor dem Hauptgebethe an dieselbe thun, bis an die Worte, Gott, erbarme dich unsrer, gekommen sind; so müssen sie es 40 male nach einander hersagen, ohne Athem zu hohlen. Ich habe bemerket, daß diese Zahl oft in der heiligen Schrift vorkömmt. Jesus, Moses und Elias haben jeder 40 Tage gefastet (die Sophis in Persien fasten eben so viele Tage nach einander) Jesus ist 40 Tage nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren. Das Leben des Moses wird in drey Zeitpuncte eingetheilet, und jeder besteht aus vierzig Jahren. Nach Verlauf der ersten vierzig Jahre ward er gezwungen, Egypten zu verlassen. Wie zum zweitenmale vierzig Jahre verlaufen waren; ließ er die Israeliten aus Egypten ziehen. In den letzten 40 Jahren schweifte er beständig in der Wüste herum.

Unter

Unter den Juden wurden die gewöhnlichen Uebertreter der Gesetze mit 40 Schlägen bestraft.

Die häufigen Feuersbrünste sind für Rußland eine Landesplage, von welcher man sich schwerlich einen Begriff machen kann. Es ist unbegreiflich, daß diese Nation bei ihrem großen Verlust und den vielen Unglücksfällen, die sie erlitten, denselben noch nicht durch die in ganz Europa gebräuchlichen Mittel vorzubeugen gesucht hat. Diese Sorglosigkeit ist um so unglaublicher, weil Peter I. sich die größte Mühe gegeben hat, dieselbe zu bekämpfen und seine Unterthanen von ihrem Untergange zurückzuhalten. Er hat die alten Oefen abgeschafft, die gefährlich waren und ihnen dafür andere besser eingerichtete gegeben. Wann irgendwo Feuer war; kam er zuerst dahin und ermunterte jedermann durch sein Beyspiel zur Arbeit. Er machte es den Eigenthümern der Häuser zur Pflicht, auf den Dächern neben den Schorsteinen Fäßer zu stellen, die immer voller Wasser seyn mußten. Er hat eine Menge Verordnungen ergehen lassen, in welchen die Arbeiten in den Feuersbrünsten so eingetheilet worden, daß keine Unord-

nung zu besorgen ist. Sollte man wohl glauben, daß eine nach diesen Verordnungen und nach dem Tode ihres Urhebers entstandene Feuersbrunst in der Hauptstadt selbst auf der Insel St. Basilien über 2,000 Häuser in weniger als 4 Stunden in die Asche geleget habe. Ein vielleicht unersetzlicher Verlust, der daselbst entstanden, ist der Verlust der Bibliothek des Professors Euler, des Vaters. Die Russen haben wenige Pumpen, und diejenigen, welche sie haben, sind voller Löcher und alt, werden nie repariret und halten also kein Wasser. Sie wissen gar nichts von den Reihen, welche in einem Augenblick in allen Dörfern in Europa gemacht werden und in welchen Männer, Weiber und Kinder sich die Eimer von Hand zu Hand zureichen. Diejenigen, welche die größten Dienste leisten, sind die Garderegimenter; aber sie schonen die Häuser nicht. Sie halten sich von dem Hause, das im Feuer steht, sehr weit entfernet, und reißen ohne Gnade und Barmherzigkeit eine lange Reihe Häuser, die in gerader Linie rund herum stehen, nieder. Ueberdieß eilen sie nie, ihre Kraft anzustrengen. Bisweilen hat das Feuer, wann sie kommen, schon so viele Häuser ergriffen, daß

sie nicht wissen, wo sie ihre Arbeit anfangen sollen. Ein großer Theil von Steinen erbauter Häuser und alle hölzerne sind mit Schindeln statt der Ziegelsteine bedeckt. Daher sieht man oft die Flamme von einem Hause zum andern gehen, wenn gleich eine breite Straße dazwischen liegt. Die Tage, da ein Brand ist, sind Festtage für die Spitzbuben. Einige wenige Tage nach der Ankunft des Hofapothekers Herrn Model kam in dem Hause eines seiner Nachtbaren Feuer aus. Er ließ daher seine besten Sachen geschwinde aus seinem Hause bringen. Als das Feuer gelöscht war; fand er nicht die Hälfte von denenselben wieder. Dieser Streich war ihm so ärgerlich, daß er zu dem Herrn Kammerherrn von Balck ging und sich bey demselben darüber beschwerte. „Derselbe fragte ihn, wie lange sind Sie hier? — „Ich bin hier eben angekommen — Wenn „das ist; wundere ich mich nicht mehr über „ihren heftigen Zorn. Nach einigen Jahren, „mein Herr! werden Sie sich an die hiesige Diebereyen gewöhnen"

Der größte Fehler der in Rußland befindlichen Polizey ist dieser, daß sie ganz anders verfährt,

 als

als der Zweck ihrer Einsetzung es erfordert. Sie vermehret die Unordnungen, da sie sie doch steuern sollte. Sie ist, wiewohl in einem andern Sinn, eine Steuer für das Volk. Die Officiers, so wie die Soldaten, aus welchen sie besteht, denken im Gerinsten nicht an die Pflichten ihres Berufs. Die Obsthöker und andere, welche sich auf den Straßen hinstellen, beobachten gar keine Ordnung unter sich und sind den Vorübergehenden sehr beschwerlich. Die Gärtner und Fischerweiber setzen bisweilen ihre Körbe und Obstbehältnisse mit Fleiß am Winkel eines Gebäudes, damit sie durch eine Kutsche, die sie umwirft, das Recht bekommen, eine große Summe zur Entschädigung zu begehren. Man muß gleich bezahlen, denn dieses Gesindel, das von den bey der Polizey angestellten Herren unterstützet wird, bekömmt wider rechtschaffene Leute immer Recht. Die Kosten dieser Polizey sind überdem übertrieben. Wie ich mich einmahl bey einem Geheimenrath befand; kam sein Sekretär zu ihm. Derselbe klagte ihm, daß man ihm seinen Huth auf öffentlicher Straße genommen hätte. „Was soll ich dabey thun? sagte der Geheime„rath; — ich möchte mich gerne bey der Po-

lizey

„lizey beschweren. — Nein, nein! das thun „Sie ja nicht. Mit Ihrer ganzen Kleidung „würden sie nicht einmahl die Kosten bezahlen „können, welche aus ihrer Beschwerdeführung „entstehen würden, und doch würden Sie da„durch nichts ausrichten; denn Ihr Huth „würde doch verlohren seyn." Mit diesem Räthsel hat es diese Bewandtniß: — die Policeybeamten werden schlecht bezahlt. Daher kömmt ihre Durchstecherey mit dem gemeinen Volk und die Art von Abzwackung, zu der sie schon ohnehin sehr geneigt sind, weil sie gar keine Erziehung gehabt haben.

Die Anordnungen, welche von dieser Polizey gemacht werden, erregen bisweilen das Gelächter derjenigen, die darunter leiden. So ist diejenige Anordnung beschaffen, die immer mit dem Eintritt des schönen Wetters gemacht wird. Die Beamten gehen alsdenn in der ganzen Stadt von einem Hause zum andern herum, setzen das Kaiserl. Siegel auf alle kleine Ofenthüren und schlagen zugleich das Verboth an, nach welchem die Oefen so lange, bis das Siegel wieder abgenommen wird, nicht geheitzet werden dürfen. Wenn auch mittler-

weile wieder kaltes Wetter kömmt, oder man krank wird; so muß man sich doch ohne Feuer behelfen.

Die Policey ließ einmahl eine Verordnung ergehen, in welchem verbothen ward, des Nachts ohne eine Fackel oder ein anderes Licht zu gehen. Ein Arzt besuchte an einem Abend alle seine Kranke und sein Bedienter ging mit einer großen Stangenlaterne vor ihm her. Der Vorgesetzte bei der Policey, der die Wache hatte, traf sie an und fragte den Arzt, warum er kein Licht hätte. Dieser antwortete ihm, er machte sich nichts daraus, und es wäre genug, daß sein Bedienter eine große Stangenlaterne für sie beide trüge.

Der Vorgesetzte war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, sondern setzte den Herrn in Arrest, ob er gleich den Bedienten gehen ließ.

Eine andere Verordnung befiehlt allen Eigenthümern und Miethsleuten an, alle ihre Hausthüren des Abends bey einer Geldstrafe von 5 Rubeln zuzumachen. Die meisten Thüren werden nur mit Balken, die sich in den Gängen des Hauses befinden, zugemacht. Die Poli-

Policeibeamten stießen einmahl des Abends eine Thüre ein, indem sie den Balken mit vieler Mühe zurückschoben, gingen zum Eigenthümer hinein, machten ihm den Vorwurf, daß er seine Thüre offen ließe, und forderten ihm ohne Gnade fünf Rubel ab.

Nach dem Tode der Elisabeth bestieg der Großfürst Peter Födorowitsch unter dem Nahmen Peters III. den Thron. Von demselben wäre er beynahe ausgeschlossen worden, denn die Gehülfen des Bestuscheff, deren es sehr viele gab, umgaben die sterbende Kaiserinn, verläumdeten immerfort ihren Neffen, und drangen in sie, daß sie die von ihr geschehene Ernennung dieses unwürdigen Nachfolgers widerrufen möchte. Sie stand deswegen lange bey sich an, möchte aber vielleicht ihren dringenden Bitten nachgegeben haben, wenn diese nicht durch die entgegengesetzten Bemühungen der Freunde des Großfürsten, und unter andern der Engelländischen und Preußischen Minister, welche sie in dieser kitzlichen Sache mit ihrem weisen Rath erleuchteten, geschwächt worden wären. Der Erzbischoff Setschimi von Nowgorod ging zu diesem

sem Fürsten und sagte zu ihm: „Ew. Kaiserl. „Hoheit Tante ist sterbenskrank; ich rathe „Ihnen, daß Sie zu ihr gehen, und das Zim- „mer, worin sie ist; nicht verlassen, wenn Sie „sich des Besitzes des Thrones versichern und „den boshaften Eingebungen ihrer Feinde zu- „vorkommen wollen."

Peter begab sich zu seiner Tante. Er ward von den heftigen Schmerzen, die sie litte, so gerühret, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Hiedurch ward das Herz der Elisabeth ganz zu seinem Besten verändert und den Ränken der Verschwornen ihre Kraft genommen. Uebrigens ging er nicht eher von ihrem Bette weg, als bis sie den letzten Seufzer ausgeathmet hatte.

Kurz vor ihrem Tode ward eine andere List wider den Großfürsten ausgeheckt. Da man zu befürchten Ursache hatte, daß er sogleich nach seiner Thronbesteigung Dänemark den Krieg erklären möchte, um sein Haus wegen der Ungerechtigkeiten zu rächen, die dieser Hof demsel-

ben erwiesen hatte; so vermogte man die Kaiserin dazu, daß sie den Großfürsten die Abtretung des Landes Holstein für eine hinlängliche Summe Geldes an Hand legte. Die Urkunde darüber hatte der Kanzler Woronzoff aufgesetzet. Dieser las sie dem Kaiser Peter kurz nach seiner Thronbesteigung vor und suchte ihn durch alle mögliche Mittel der Beredsamkeit zur Annahme dieses Projects zu bewegen. Peter, dem das Benehmen des Kopenhagener Hofes zu empfindlich war, als daß er in einen Vergleich willigen sollte, den dieser Hof mit großem Verlangen wünschte und der denselben in der Folge wegen seiner unrechtmäßigen Besitzungen beunruhiget haben würde, hörte ihn ruhig an, antwortete ihm aber kein Wort. Nur erst nachdem der Kanzler zu reden aufgehöret hatte; rief der Großfürst mit kaltem Blute den Kammerherrn Brocdorff, der in einem nahen Zimmer war und sagte zu ihm überlaut lachend: „Was ist ihre Meinung hierüber? Man verlangt „von mir, daß ich auf mein Holstein Verzicht „thun soll. Erwägen, überlegen Sie dieß.“ Hierauf begab er sich weg.

Gegen die letzten Regierungstage der Elisabeth hatte ein russischer Priester, dem die Complotts bekannt waren, welche man wider den Großfürsten schmiedete, die Verwegenheit oder Narrheit, eine Broschüre über alle diese Intrigen der Hofleute herauszugegeben, in welcher diese merkwürdigen Warte standen: „reißen „Sie den Schleier ab, der ihre Augen bedeckt, „betrachten Sie doch den, der Sie beherrschet.“

Diese Worte und viele andere eben so kühne waren Schuld daran, daß man ihm seinen Proceß machte. Er ward suspendirt und in dem heiligen Synodus entkleidet. Man überlieferte ihn hierauf dem Senat, der ihn zum Tode verurtheilte. Aber Elisabeth verwandelte diese Strafe in die Strafe der Landesverweisung.

Unter der Regierung dieser Kaiserin hatte der Großfürst fast gar kein anderes Vergnügen, als daß er sich bey einem kleinen Trupp befand, den er mit seiner Tante Bewilligung aus Holstein hatte kommen lassen und der sein Quartier auf dem Lustschloß Oranienbaum hatte. Dieses Schloß hatte ehedem dem Fürsten Menzi-

koff gehöret, und Elisabeth hatte ihren Neffen damit beschenkt. Wenn dieser den ganzen Winter hindurch im Pallast der Hauptstadt eingeschlossen gewesen war; so eilete er im Frühling nach Oranienbaum, wo er sich mit seinem kleinen teutschen Trupp für den harten Zwang, den er bei der Kaiserin ausstand, entschädigte. Denn man erlaubte ihm nicht immer, mit seinen holsteinischen Unterthanen umzugehen, und so bald man sah, daß er sich zu einem Bedienten hielt; nahm man ihm denselben weg.

Eine der ersten Sorgen des neuen Kaisers Peter III. war diese, daß er die unter der vorigen Regierung in Verhaft genommenen Personen losließ. Alle Preußische Gefangene waren ins Gefängniß gesetzt worden. Der angesehenste unter ihnen, der Generallieutenant Graf von Hordt, ward auf Befehl der Elisabeth, die den Tod eines Russischen Lieutenants rächen wollte, welchen der König von Preußen bey folgender Gelegenheit hatte rädern lassen, aufs härtste behandelt. Nach der Schlacht bey Zorndorff wurden die Russischen gefangenen Officiers und Soldaten in Küstrin eingesperret. Sie waren dreymahl

mahl so stark an der Zahl als die Garnison. Sie versuchten einen Anfstand. Der König, der dieß so zeitig noch erfuhr, daß er ihm Einhalt thun konnte, berief ein Kriegsgericht zusammen, wo die Sache untersucht ward. Die Richter befanden, daß dieser Lieutenant der Anstifter des Aufstandes war, und man statuirte an ihm ein Exempel, um die übrigen Gefangenen abzuschrecken. Elisabeth war darüber in großer Verlegenheit. — Sie hatte darauf geschworen, daß sie nie jemanden hinrichten lassen wollte. Wegen dieses Eides kamen ihr gar zu enges Gewissen und ihr überaus rachsüchtiges Gemüth mit einander in Streit. Endlich verfiel sie auf ein Mittel, sich selbst Satisfaction ohne Verletzung der Religion zu verschaffen, indem sie den von Hordt auf Russisch, das ist, auf eine Art, die hundertmal grausamer, als der Tod, war, behandelte.

Als von Hordt vor Peter III. und seine Gemahlin geführet wurde; ward er von ihnen ungemein gnädig aufgenommen. „Mit vielem „Vergnügen, sagte der Kaiser zu ihm: nehme

„ich

„ich jetzt, da ich meine Majestätsrechte aus-
„zuüben anfange, eine gerechte Haudlung vor
„und gebe dem König, Ihrem Herrn, meine
„Denkart, so wie meine aufrichtige Freund-
„schaft für ihn, zu erkennen." Er fragte
ihn, wie man ihn im Gefängniß behandelt
hätte und wollte alles ganz genau wissen.
Er hörte mit gerührter Seele, daß dieser Offi-
cier beständig zwischen vier Wänden eingeschlossen
gewesen und nie die Erlaubniß hätte erhalten
können, einen Augenblick hinauszugehen, oder
sich Bücher zu kaufen. Wie Katharina, die
immer gerne gelesen hat, diese Worte hörte;
so rief sie betrübt aus: „das ist recht barba-
„risch!" der Kaiser bath seinen Gefangenen,
der sein Gast geworden, als er ihn von sich
ließ, das Vorgefallene zu vergessen.

Seine ersten Regierungstage bezeichnete er
mit der Abschaffung der geheimen Kanzelei,
die unter seiner Tante so erschrecklich geworden
war, und mit der Aufhebung der Art von
Sklaverei, unter welcher der russische Adel
seufzete, der, wie die Bauren, zu Kriegsdien-
sten gehalten war. Der Adel äußerte eine
außer-

außerordentlich große Freude darüber, wußte nicht, durch welche Denkmäler er sein Andenken verewigen sollte und redete von goldenen Ehrensäulen, die ihm errichtet werden müßten. Jedermann sagte öffentlich, daß Peter III. ein würdiger Enkel des Peter I. wäre. Hier ist diese Verordnung, eine von denen, welcher wegen Rußland über seine kurze Regierung geweinet hat.

„Wir Peter III. u. s. w. Die Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, mit welchen der höchstweise Souverain, Unser höchstseelige geliebteste und unsterbliche Großvater, Peter der Große zu kämpfen gehabt, wie er das Gute in seinem Reich bewirket und seinen Unterthanen eine hinlängliche Kenntniß von der Kriegszucht so wohl als von den bürgerlichen und politischen Angelegenheiten verschaffet hat, sind dem ganzen Europa und dem größten Theil der Welt bekannt.

„Zur Erreichung dieser Absicht hat er erstlich dem russischen Adel, welcher der erste Stand im Staat ist, die ungemein großen Vorzüge, welche die in Wissenschaften und

Kün-

Künsten bewanderten Nationen vor vielen sich in der größten Unwissenheit befindenden Völkern haben, zeigen müßen. Die damahlige Verfassung verlangte durchaus, daß er den Adel zu Kriegsdiensten und bürgerlichen Geschäften verpflichtete, daß er ihn nach auswärtigen Ländern reisen ließ, damit er sich einige Kenntnisse von nützlichen Künsten und Wissenschaften anschaffte, und daß er in seinem eigenen Lande Schulen und Universitäten errichtete, um desto leichter und schneller den Nutzen dieser heilsamen Institute zu bewürken. Für den Adel würde es sich um so weniger geschickt haben, sich über den Zwang zu beschweren, den man ihm anthat, weil er ohne Rücksicht auf die Vortheile, die daraus natürlicher Weise für ihn besonders und für das ganze Volk entsprangen, schon deswegen dem Verlangen des Kaisers willfähren mußte, weil er demselben so viele Verbindlichkeiten schuldig war.

Diese Projecte schienen anfangs schwer auszuführen zu seyn. Sie waren dem Adel unerträglich, weil er einem weichlichen und müssigen Leben entsagen, sich von seinen Wohnungen entfernen, im Kriege und Frieden dienen und seine Kinder zu künftigen Diensten hingeben

ben mußte. Verschiedene Mitglieder entzogen sich dem Dienst und mußten dadurch ihre Güther verlieren; die confisciret wurden und zwar aus rechtlichen Gründen. Sie vergingen sich gegen das Vaterland, indem sie es niederträchtiger Weise verließen.

„Die vortrefflichen Verordnungen, haben, wiewohl im Anfang gewisse Zwangsmittel dabei gebraucht werden mußten, allen Nachfolgern des Kaisers Peters des Großen und insonderheit Unsrer geliebten Tante, der glorwürdigen Kaiserin Elisabeth Petrowna, welche dem Beyspiel ihres Vaters zu folgen suchte und durch einen besondern Schutz die Beförderung der Künste und Wissenschaften ermunterte, zum Muster gedienet. Wir erndten jetzt die Früchte davon ein und jeder Unpartheiische wird gestehen, daß diese Früchte nicht gering sind. Die Sitten sind verfeinert, die bei dem Wohl des Vaterlandes gleichgültigen Gemüther der traurigen Sorglosigkeit entrissen und gewöhnet worden, der öffentlichen Wohlfahrt nachzudenken, der Eifer im Dienst hat zugenommen; Generals, die schon tapfer waren, sind erfahren, Minister einsichtig, Magistratspersonen aufgeklärt geworden. Mit einem Wort, die russische Nation

tion besitzet heut zu Tage Patriotismus, Liebe und Treue gegen Uns, Thatigkeit in allen Bedienungen, so wie alle edle Gesinnungen. Aus allen diesen Gründen haben wir dafür gehalten, daß es nicht weiter nöthig sey, den Adel Unsers Reichs in der Maße, wie bisher geschehen ist, zu Kriegsdiensten anzuhalten.

In dieser Hinsicht geben Wir vermöge der Uns von Gott gegebenen völligen Gewalt und Unserer besonderen kaiserlichen Gnade dem Russischen Adel von nun an und auf immer im Nahmen aller unserer Nachfolger die Erlaubniß, in Unserm Reich eben so, wie bey allen denen europäischen Mächten, die Unsere Bundesgenossen sind, Dienste zu nehmen, und in dieser Absicht haben Wir folgende Verordnung als ein Grundgesetz ergehen lassen.

1) Alle Edelleute, die in Unsern Diensten stehen, können darin so lange bleiben, als sie wollen. Nichts destoweniger kann niemand von denen, die in Kriegsdiensten sind, Urlaub oder Abschied während des Feldzuges, oder in den unmittelbar vorhergehenden drey Monathen begehren. Wenn der Feldzug aber geendiget ist; steht es ihnen frey, ihren Abschied von ihren Befehlshabern so wohl im Inneren des

Reichs als im Auslande zu begehren und dann erwarten sie ihre Entscheidung. Diejenigen, die sich bey den ersten acht Klassen des Kriegsdienstes befinden, sollen nur von Uns oder auch mit Unserer Bewilligung verabschiedet werden. Diejenigen aber, die zu den übrigen Klassen gehören, sollen ihren Abschied von den Departemens haben, bey welchen sie angestellt sind.

2) Alle Edelleute, die uns treulich gedienet haben, sollen, wann sie ihren Abschied nehmen, um einen Grad höher steigen, wenn sie nur über ein Jahr auf der Stelle, welche sie zur Zeit des Abschiedes haben, gewesen sind. Dieß ist von denen zu verstehen, welche einen gänzlichen Abschied begehren. Was diejenigen betrifft, welche die Kriegsdienste verlassen, um in bürgerliche Dienste zu treten; so müssen sie dazu, sobald eine Stelle ledig ist, gelassen und nach ihren Verdiensten belohnet werden. Indeß müssen sie wenigstens drey Jahre auf der letzten Stelle, welche sie verlassen, gewesen seyn.

3) Wenn jemand den Dienst verläßt, oder von den Kriegsdiensten zu bürgerlichen Diensten über gegangen ist, und danächst sich entschließt, wieder in Kriegsdienste zu gehen; soll er daselbst zu eben derselben Ehrenstuffe gelangen, auf welcher

cher er beym Civilstaat stand, wenn er derselben würdig befunden wird. In Ansehung des vom Alter im Dienst entspringenden Ranges soll er unter allen denen bleiben, die mit ihm zur Zeit seines Abschiedes auf gleicher Stuffe standen. Eben so soll es mit denen, welche nach genommenem Abschiede wieder zu bürgerlichen oder andern Aemtern übergehen, gehalten werden.

4) Diejenigen, welche nach empfangenem Abschiede nach auswärtigen Reichen reisen wollen, müssen die nöthigen Pässe aus der Kanzeley der auswärtigen Angelegenheiten haben, jedoch mit dem Vorbehalt, daß im Nothfall alle Edelleute, die außerhalb Landes sind, wieder in dasselbe zurückkommen müssen, sobald sie durch einen an sie erlassenen Befehl zurückberufen werden und zwar bey Strafe der Konfiskation ihrer Güther.

5) Alle Edelleute, die bey einer Europäischen Macht gedienet haben, können bey ihrer Rückkunft nach ihrem Verlangen und ihrer Fähigkeit Dienste bekommen, jedoch mit dem Unterschied, daß diejenigen, welche bey gekrönten Häuptern gedienet haben, die ihnen in ihrer Bestallung zugestandene Ehrenstelle bekommen,

diejenigen hingegen, die bey Republiken gedienet haben, eine Stuffe verlieren sollen, so wie es bis jetzt gehalten worden.

6) Vermöge gegenwärtiger Verordnung soll jeder Russische Edelmann, es sey nun bey der Armee, oder auch bey Gerichtskollegien bloß nach seinem eigenen Gefallen dienen, woferne nicht eine dringende Noth vorhanden ist, die in Unserer Verordnung angegeben werden wird. Der gegenwärtige Artikel faßt auch den Adel in Smolensk in sich. Da aber eine gewisse Anzahl Edelleute, welche Peter I. bey den Senaten in St. Petersburg und Moskau, so wie bey den Rechenkammern, angestellet hat, verabschiedet worden; so befehlen Wir, daß wegen der vielen Geschäfte, welche vorfallen können, hinführo dreißig von ihnen bey dem Senat und zwanzig bey den Rechenkammern seyn sollen, welche von Jahr zu Jahr sollen abgelöset werden. Zu dem Ende soll das Kriegsheroldskontor jährlich eine Liste von allen sich außer Diensten befindenden Edelleuten machen, aber niemanden ernennen; sondern die Edelleute sollen die zur Verwaltung dieser bürgerlichen Bedienungen bestimmten Edelleute wählen und davon der Kan-

Kanzeley, so wie diese dem Kriegsheroldskontor, Bericht abstatten.

7) Ferner soll vermöge unsrer gegenwärtigen Verordnung der Russische Adel, die Odnodworzis ausgenommen, beständig die Freiheit geniessen, die wir denenselben gegenwärtig bewilligen. Unsere väterliche Gewogenheit soll sich auch über die Kinder des Adels erstrecken und Wir befehlen daher, daß diese, wann sie das zwölfte Jahr erreicht haben, in ein bloßes Verzeichniß des Kriegsheroldscontor in den Gouvernemens, Districkten oder Städten, welches die Väter, zu wählen, die Freyheit haben sollen, eingetragen werden. Die Väter sollen zugleich daselbst anzeigen, was ihre Kinder bereits erlernet haben, und auf welche Wissenschaften sie sich in der Folge, entweder in den Schulen und auf Universitäten im Reich, oder in fremden Ländern, oder auch endlich zu Hause legen wollen, ob sie die Mittel dazu haben, und ob sie im Stande sind, sich geschickte Lehrer anzuschaffen. Ueberdies gebiethen Wir ihnen allen ganz und ausdrücklich, ihnen die Erziehung zu geben, die sich für den Adel schickt, und zwar bei Vermeidung unserer Ungnade. Wir befehlen, daß jeder Edelmann, der nicht mehr

als tausend Bauern hat, seine Kinder in Unserm adelichen Kadettenkorps einschreiben lasse, (ohne sich anderwärts melden zu dürfen) wo sie in allem, was ein Edelmann lernen muß, mit Eifer und Fleiß, worauf wir ganz genau halten werden, unterrichtet werden sollen. Wann sie ihre Studien vollendet haben; sollen sie nach ihren Verdiensten angebracht und befördert werden.

8) Die Edelleute, die sich jetzt bei Unsern Armeen als gemeine Soldaten befinden, können ihren Abschied nicht bekommen, wenn sie nicht beweisen, daß sie bereits zwölf Jahre gedienet haben.

9) Indem Wir Unserm ganzen Adel diese Freiheit gnädigst und auf ewig ertheilen und aus derselben ein unveränderliches Grundgesetz machen; versprechen wir demselben gleichfalls vermittelst Unsers Kaiserlichen Worts und aufs feierlichste, der gegenwärtigen Verordnung heilig und unwiderruflich nachzukommen und die darin angeführten Gerechtsamen aufrecht zu erhalten. Unsere rechtmäßige Thronfolger sollen sie keinesweges abändern, und wie die Vollziehung unserer besagten Verordnung die Hauptstütze des Kaiserlichen Throns ist; so hoffen Wir auch

auch, der russische Adel werde aus Dankbarkeit für diese Wohlthat Uns treulich und mit Eifer dienen, statt sich Unsern Diensten zu entziehen, gerne in dieselben gehen, und seine Kinder sorgfältig erziehen lassen. Wir befehlen demnach allen Unsern treuen Unterthanen und wahren Söhnen des Vaterlandes, diejenigen, welche ihre Zeit im Müssiggang verschleudert, und ihre Kinder nicht in nützlichen Wissenschaften unterrichtet haben, als solche Personen zu verachten und zu fliehen, welche nie die öffentliche Wohlfahrt beherziget, nie einen Zutritt zu Unserm Hof haben und weder öffentlichen Versammlungen, noch öffentlichen Festen beiwohnen sollen.

Gegeben St. Petersburg d. 18 Febr. 1762.

Peter III. suchte die Handlung, die Wissenschaften und Künste in seinen Staaten in Aufnahme zu bringen: er besuchte in eigner Person die Kollegien, wohnte ihren Berathschlagungen bei, und ermunterte die Mitglieder derselben dazu, daß sie ihre Pflicht rechtschaffen erfüllen, und ihrer Seits an der allgemeinen Wohlfahrt des Reichs arbeiten möchten. Er nahm von allen Menschen Bittschriften an, eine Herablassung, die sich keiner von seinen

Vorgängern hatte einfallen lassen, und die unter tausend andern Dingen das vortrefliche Herz bewies, welches blos auf die Unterstützung seiner Unterthanen bedacht war.

Der Professor der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und Staatsrath Lomanossow wollte sich zu der Zeit, da der jetzige Großfürst Paul Petrowitsch gebohren ward, bei dem Kaiser Peter III. und der Kaiserin insinuiren und hatte in dieser Absicht eine russische Gramatik geschrieben. Er schrieb sie mitten unter Bouteillen und einer immerwährenden Trunkenheit, und dedicirte sie dem Neugebohrnen. Indeß ist dies doch die erste erträgliche russische Gramatik.

Der Generalfeldmarschall Graf Peter Jwanowitsch Schuwaloff führte unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth einen kaiserlichen Staat. Ein kostbares und prächtiges Zimmer, köstliche Zeuge, höchst schätzbare Gemählde, eine Menge goldener und silberner Möbeln kündigten vollkommen den Mann an, der mehr aus Narrheit,

heit, als aus Kühnheit sich vorgenommen hatte, sich die kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen.

Zur Ausführung dieses Vorhabens hatte er im preussischen Kriege ganz ausdrücklich verlangt, daß die Garderegimenter zur Armee stoßen möchten. Allein diese Regimenter, welche ihre Vorrechte nur gar zu gut kannten und denen die Absichten des Lieblings verdächtig vorkamen, sagten frei heraus, daß sie nicht gewohnt wären, zu marschiren, wenn sie den Kaiser nicht an ihrer Spitze hätten. Schuwaloff hatte sich vergenommen, in ihrer Abwesenheit im Reiche selbst ein Korps Truppen anzuwerben, welches seinen Namen führen und um die Hauptstadt gestellet werden sollte, um der Kaiserin zum Schutze zu dienen, oder vielmehr um die Ausführung seines Projekts zu befördern. Allein seine Freunde gaben ihm zu verstehen, daß es mit dem Großfürsten eher als mit ihm der Fall wäre, ein Korps Truppen zu halten: und da seine Ansprüche an einigen Orten waren errathen worden, so gab man, um dieselben zu hintertreiben, dem Großfürsten zu dieser Zeit die Erlaubniß, ein Korps Truppen anzuwerben, welche auf dem Fall, daß die Garderegimenter sich entfernen würden,

 um

um die Kaiserin zu ihrer Beschützung seyn sollten.

Schuwaloff hatte auch den Kummer, zu sehen, daß ein Befehl erging, nach welchem sein eignes Regiment zu der in Preußen stehenden Armee stoßen mußte. Durch die Entdeckung seines Plans gedemüthiget, ärgerte er sich so sehr, daß er eine Auszehrung bekam. Er überlebte die Elisabeth nur vierzehn Tage.

Dem neuen Kaiser waren die ehrgeizigen Absichten dieses Lieblings sehr wohl bekannt. Allein er war zu großmüthig, als daß er hätte rachsüchtig seyn sollen. Er hatte Mitleiden mit ihm und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall zu der Zeit, da er bettlägrig war. Er ließ ihm das gewöhnliche Kompliment machen, aber diese neue Würde und dieser vortrefliche Beweis von der Gnade und dem Schutze seines Herrn konnten seinen tödlichen Kummer nicht lindern.

Der

Der Kaiser ließ ihm nach seinem Tode die Ehre erweisen, nach der er in seinem Leben so sehr gestrebt hatte, und traf die bestimmtsten Verfügungen wegen der größten Pracht, mit der er beerdiget werden sollte. Der Generalpoliceymeister in St. Petersburg ging vorauf; hinter ihm marschirten ein Grenadier- und ein Musketier-Regiment, so wie das Ingermannländsche und Astracansche Regiment mit ihren Fahnen. Diesen vier Regimentern folgte die Artillerie mit zwölf Kanonen und einem Triumphwagen, auf welchem sich ein Pauker befand. Funfzehn Unterofficiers, das Trauerpferd. Hienächst kamen die Reichsfahnen, der Küraß, der Degen, die Handschuhe, der Kommandostab und die mannigfaltigen Ehrenzeichen, welche man dem Grafen ertheilet hatte. Nun folgte die Oberklerisei nebst hundert Priestern und allen Kantoren in St Petersburg. Hierauf kam die von der Elisabeth errichtete Rittergarde, welche anfänglich diesen feierlichen Aufzug nicht mit ihrer Gegenwart beehren wollte, nachhin aber auf den vom Kaiser erlassenen zweiten Befehl dem Leichenbegängniß desjenigen beiwohnen mußte, der ihr Lieutenant gewesen war. Endlich erschien der Körper des Grafen auf einem

nem Wagen, der silberne Unterlagen hatte, und worüber sich ein Himmel befand. Er ward von zwanzig Artillerieunterofficiers in schwarzen Mänteln und Soldaten mit heruntergelassnen Piken umgeben. Diesen Zug schloß eine große Menge Hofleute und Mitglieder von den Kollegien, bei denen der Verstorbene Präsident gewesen war, so wie eine Menge Soldaten, die zu Fuß folgten.

Die huldreiche Gesinnung Peters III. zeigte sich vornehmlich bey der ersten Audienz, welche er der Gräfin von Lestocq gab, nachdem er sie von ihrer Verbannung zurückberufen hatte. „Ew. Kaiserl. Maytt., sagte die Gräfin zu ihm, „sind noch immer ein so menschenfreundlicher „und gnädiger Herr, als Höchstdieselben ehe„dem gewesen sind. Ich besorge nur, daß „Höchstderoselben Gnade zu weit gehe. Denn „wenn ich an Ew. Kaiserl. Maytt. Stelle gewe„sen wäre; würde ich viele Leute, die es voll„kommen verdient hatten, bestraft haben. Ja, „ich würde verschiedene davon so gar auf den „Schafot haben hinrichten lassen. Ey, Ma„dame, antwortete er ihr, schonen Sie doch „diese

„diese armen Teufel ein wenig mehr; bin ich „nicht alles, was ich, zu seyn, gewünscht habe, Kaiser aller Reußen? Lassen Sie sie leben.“ Diese Aeusserung ward der Frau von Lestocq sehr verwiesen, als sie vom Kaiser zurückkam, und man warnete sie, daß sie dem Souverain die feindseligen Begegnungen, die er unter der vorigen Regierung ausgestanden, und welche er selbst schon vergessen hätte, nicht wieder in Anerinnerung bringen möchte.

Als er nur noch Großfürst war; schickte er dem Grafen Rasumoffsky, einem der angesehensten Hofleute an seinem Namenstage ein Beil auf einem rothem atlassenen Küssen, damit er daraus abnehmen möchte, was ihm dereinst, wann dieser Fürst auf dem Thron seyn würde, für ein Schicksal bevorstände. Wie er aber Kaiser war; war er sehr weit davon entfernet, die ihm von demselben zugefügten Beleidigungen zu rächen, und der Graf ward von Peter ebensowol als alle seine übrigen Unterthanen geliebt.

Unter

Unter der Regierung der Elisabeth betrieb der Senat, der aus den vornehmsten Herren des Reichs bestand, die Staatsangelegenheiten sehr geschwinde und gewissermáaßen nur flüchtig. Der Kaiser, der von dieser Zeit an gemerkt hatte, daß sie in beständiger Zerstreuung lebten, vermuthete, daß sie es immer so machten, und wollte dies einmal untersuchen. Er begab sich daher kurz vor neun Uhr des Morgens nach dem Senat, und fand daselbst nur zwei Sekretärs. Die Soldaten, die auf der Wache waren, gingen hierauf zu den Senatoren und benachrichtigten sie von dem Besuch des Souverains. Nun eilten diese Herren ganz geschwinde herbei. Peter gab ihnen *inzwischen* deswegen keinen harten Verweis, noch weniger aber Stockschläge, wie sein Großvater Peter I. gethan hatte und sie in solchem Fall befürchteten. Er sagte nur zu ihnen: „Meine Herren, „ich hoffe, Sie werden künftig ihre Schuldig„keit fleissiger und genauer thun.

Zu einer andern Zeit begab er sich nach dem Synodus, oder dem großen Konsistorium, welches aus den Mitgliedern der Oberklerisei

bestand.

bestand. Denn er hatte vernommen, daß dieser Synodus in seiner Amtsführung höchst nachläßig wäre. Er gab ihnen dieses, wie den Senatoren, mit wenigen Worten zu erkennen, die lauter Sanftmuth verriethen.

Der Oberjägermeister Alexis Gregoriewitsch Rasumoffsky, ein Liebling der verstorbenen Kaiserin, war wegen der Gesinnungen des neuen Kaisers gegen ihn sehr unruhig. Er machte sich deswegen krank. Als der Kaiser eines Tages seinen Bruder bei der Tafel sah; so erkundigte er sich bei diesem nach jenem. Er antwortete: sein Bruder wäre unpäßlich und müßte das Zimmer hüten. Peter kehrte sich um und sagte zu einem seiner Officiers: „Gehen sie zum Oberjägermeister und fragen ihn, „wie er sich befinde.“ Der Officier kam nach einigen Minuten wieder (denn Rasumoffsky war stets in dem Zimmer, das Elisabeth ihm in dem kaiserlichen Pallast gegeben hatte) und meldete, „daß der Herr Oberjägermeister Sr. „Kayserl. Maytt. fußfällig und unterthänigst „für Höchstderselben Güte dankte, und hoffe, „in einigen Tagen wieder ausgehen zu können.“

Der

Der Officier setzte ohne Zurückhaltung zu diesem Bericht noch hinzu: der ihm anbefohlne Gang hätte ihm ein Geschenk von 1000 Rubeln eingebracht. So wahr ist es, daß eines Hofmanns Freude und Freigebigkeit ausnehmend groß ist, wenn er sich von der Furcht vor einer Ungnade befreiet sieht. Ueber die 1000 Rubel lachte der Kaiser und alle Gäste.

Er ging in der Bewunderung des Königs von Preussen Fridrich II. beynahe bis zur Vergötterung. Seine Ergebenheit für diesen Monarchen war unbegränzt. Alles, was er von ihm sah und hörte, entzückte ihn. Eines Tages schickte Friederich ihm eine Preußische Uniform, die eben so kostbar als hübsch war. Er besieht diese Uniform, zeigt sie seinen Hofleuten und sagt zu seinem Kammerdiener. „Verwahre dieselbe „sorgfältig. Ich habe noch nichts gethan, wes„halb ich, sie zu tragen, verdiente. Wann „ich mich im Kriege werde hervorgethan haben; „sollst du sie mir wieder geben und dann werde „ich sie meinem Bruder zu Ehren tragen.

Nach

Nach der Revolution, die ihm die Krone und das Leben raubte, kam diese Uniform in die Garderobe des Fürsten Gregoriewitsch Orloff, welcher einen Preußischen Schmidt im Dienst hatte, dem er sehr zugethan war. Als dieser Schmidt einmahl zum Fürsten gerufen ward; kam er eben zu der Zeit, da die Bedienten ihren Muthwillen mit dieser Uniform trieben, indem sie solche einer nach dem andern anzogen, und darüber spotteten. Der Schmidt wird über diesen Possen unwillig und bittet sie, daß sie Achtung für eine Kleidung haben möchten, die ihm eine angenehme Erinnerung verschaffte. Da die Bedienten ihre Possen fortsetzen; drohet er ihnen, daß er sich darüber bey ihrem Herrn beschweren würde. Allein sie trieben ihren Frevel nach wie vor. Hierauf wird er ganz entrüstet, giebt einem von ihnen eine Ohrfeige und geht mit den Worten weg, daß er bald wieder kommen (Orloff war abwesend) und sie wegen dieser Entweihung bei dem Fürsten verklagen würde. Wie Orloff wieder zu Hause kömmt; eilen die Bedienten zu ihm und erzählen ihm den Vorgang ganz anders, als es sich damit verhält, so, das er ihnen Satisfaction verspricht. In der That bekam der Schmidt bey seiner Rück-

kunst statt einer Satisfaction einen derben Verweis. Orloff wollte nicht einmahl seine Rechtfertigung hören und verwies ihn nach Siberien.

Dieser Mann, der kurz vor der Zeit, da er bey dem Fürsten im Dienst kam, eine große Summe Geldes eingetrieben hatte, machte davon, wie er einige Jahre in Siberien gewesen war, einen nützlichen Gebrauch, und flüchtete aus dieser wüsten Gegend auf eine ganz außerordentliche Art. An dem Orte, wo er wohnte, sah er oft Fische fahren, die solche Größe hatten, daß sich ein Mensch darin verbergen konnte. Er bespricht sich mit einem Mann, der mit dieser Eßwaare handelt, macht ihm seinen Antrag, der angenommen wird und folgt ihm. Er ging den Weg, den er nehmen mußte, zu Fuß, und bevor er sich in eine Wohnung begab, kroch er in den Leib eines Fisches (*). Auf diese Art kam er für 50 Rubel, welche er seinem Führer gab, glücklich in St. Peters-

(*) Dieser Fisch, der Beluga heißt, ist ungefähr acht bis zehn Fuß lang. Er kömmt aus der Wolga und ist wohlschmeckender als der Stör. Aus seinem Rogen macht man das köstliche Getränk in Moskau, das Kaviar heißt.

Petersburg an. Er lief sogleich zum Grafen von Solms, dem Königl. Preußischen Minister und erzählte ihm sein Unglück. Er ward kurz darauf als Kourier nach seinem Vaterlande geschickt, wo er gegenwärtig ruhig lebt, und, wie ich glaube, keine Lust hat, wieder nach Rußland zu reisen.

Was des Kaisers Peter III. gute Seele beweiset, ist dieses, daß er gerne die Erinnerungen derer, die sein Vertrauen hatten, annahm. Er äußerte so gar eine gewisse Freude, wenn man die Irthümer und Fehler tadelte, die er von ungefähr beging.

In den Sachen, die nur ein wenig verwickelt waren, oder bey denen sich die geringsten Schwierigkeiten befanden, setzte er sogleich eine kleine Kommission nieder, mit welcher er sie genau untersuchte. Nie sahe man ihn auf seiner Meinung bestehen. Nie ward man gewahr, daß diejenigen, worüber er sich mit dem größten Recht beklagen konnte, weniger Einfluß in die Berathschlagungen als seine Lieblinge hatten. Er belohnte gerne die ihm geleisteten Dienste. Alle diese Eigenschaften, die sich

bey allen Menschen überhaupt, besonders aber bey den Fürsten, selten befinden, machten ihn zum Abgott seines Volks, das sich in Vergleichung seiner Regierung mit der Regierung seiner Tante Elisabeth für glücklich hielt. Eben dieses Volk hoffte, in der Folge zu dem höchsten Gipfel des Glücks zu gelangen. So groß war der Enthusiasmus, welcher von den häufigen Werken der Gerechtigkeit und Menschenliebe in den ersten Tagen dieser Regierung erzeugt ward.

Das einzige, was man diesem Fürsten vorwerfen konnte, ist seine zu große Neigung zu der Gräfin Elisabeth Romanowna von Woronzoff. Am meisten hat man darüber erstaunet, daß er sich in diese Dame habe verlieben können; da sie doch weder schön noch artig war, ein sehr pockengrübiges Gesicht, und dabey weder Verstand noch Welt und außerdem einen schlechten Character hatte. Man sagt, sie hätte verschiedene Zänkereyen mit ihm gehabt und wäre dann so entrüstet worden, daß sie ihn geschlagen hätte. Die verstorbene Kaiserin hatte ihr aus Spott den Namen der Madame von Pompadour gegeben, und der Hof, der sich immer

nach demjenigen richtet, der auf dem Thron sitzt, nannte sie auch immer Madame von Pompadour.

Sie hatte zwei Schwestern. Die älteste, welche an dem Grafen von Butturlin verheyrathet war, übertraf die andern an Schönheit. Der zweiten Prinzessin, der von Daschkoff, die Ehrendame bey der jetzigen Kaiserin, Mitglied des St. Katharina-Ordens und Präsidentin bey der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg war, fehlte es nicht an Verstande, und noch weniger an Eigenliebe.

Der Gemahl der letzteren ward von Peter III. zum Ambassadeur bey der Pforte bey einem Vorfall ernannt, wo dieser Kaiser, der den Frieden liebte, einen nahen Bruch mit diesem Hofe befürchtete. Der Fürst Daschkoff ward also zur Unterhaltung des guten Vernehmens zwischen beyden Reichen erwählet: er hohlete aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten die Verhaltungsbefehle, die er haben mußte, und machte vor seiner Abreise seine

Aufwartung bey seinem Herrn. Jedermann glaubte, daß er den Weg nach Konstantinopel nehmen würde. Allein diejenigen, die den schändlichen Komplot erregten, der schon damahlen wider den Kaiser angesponnen ward, vermogten ihn dazu, daß er eine Reise nach seinen Gütern that, wo er bis zu der wichtigen Revolution, die der jetzigen Kaiserin die Krone auf den Kopf setzte, verborgen blieb. Da kam er wieder in die Hauptstadt als ein Mann, der von Konstantinopel käme und gab seine Instructionen und Depeschen an die Oberhäupter des Departements der auswärtigen Angelegenheiten zurück.

Wenn man dem Peter III. vorwerfen kann, daß er wenig Neigung zu seiner Gemahlinn hatte; so muß man doch auch gestehen, daß er Ehrerbiethigkeit und Achtung für sie hatte. Diese Fürstinn ihrer Seits begegnete ihm äußerlich so anständig und mit so großer Ehrerbietigkeit, daß er völlig zufrieden seyn konnte.

Man führet ein Beyspiel von der Achtung an, welche Peter für seine Gemahlinn hatte. Nach einer großen Feuersbrunst, welche einen

Theil

Theil von der reformirten Kirche in St. Petersburg in die Asche legte, ging er ins Zimmer der Katharina, (worinn er, wie man sagt, seit verschiedenen Jahren mit keinem Fuß gewesen war) und fragte sie, wie sie sich befände und ob der Schrecken, den sie über dieses Unglük gehabt, ihr auch geschadet hätte.

Man führet auch zwey wichtige Beleidigungen an, die er ihr an einem und eben demselben Tage, nämlich dem Friedensfeste, zugefügt hat. Man kann aber auch vermuthen, daß er eigentlich nicht die Absicht hatte, sie zu beleidigen. Wie er sich bei dem Feuerwerk neben seiner Gemahlinn befand; sah er seine Gebietherinn vorbeygehen und rief sie. Katharina ließ sich die Aergerniß, welche sie darüber empfand, nicht merken, sondern nahm eine gleichgültige Miene an und räumte der Frau von Woronzoff den Vorrang ein. Bei dem Festin brachte man die Gesundheit des Prinzen Georg von Holstein aus. Die Gäste mußten aus Ehrfurcht vor dem Prinzen, dessen Gesundheit man trank, stehen. Als die Reihe an die Kaiserin gekommen war; so wollte sie nicht aufstehen, sondern entschuldigte sich mit einem Schaden an den Füßen. In der ersten Hitze

stieß der Kaiser ein Schimpfwort wider sie aus, das so grob war, daß man dasselbe hier nicht nennen kann. Die Kaiserin kehrte sich mit weinenden Augen gegen ihren Kammerherrn, den Grafen von Stroganoff um und hatte ein langes Gespräch mit ihm, nach welchem Stroganoff in Arrest gesetzet ward.

Der letztere Vorfall, von welchem es aber andere Ursachen geben kann, machte dem Kaiser keine Ehre.

Peter I. konnte keine Fische essen, wenn er nicht krank werden wollte. An Fasttagen aß er weiter nichts, als Obst, Pasteten und andere dergleichen Speisen. Sein Enkel war ihm hierin ähnlich. Er klagte seiner Tante Elisabeth einmahl, daß er die Fische, die er äße, gar nicht verdauen könnte. Elisabeth, die die Fische auch nicht gut verdauete, sich aber doch ganz gewissenhaft des Fleischessens enthielt, antwortete ihm. „Essen sie keine Fische, aber an „den Fasttagen speisen sie in ihrem Zimmer, „damit sie den Hofleuten keinen Anlaß zur Aer„gerniß geben.“ Zur Zeit der Revolution war das einer der abscheulichsten Vorwürfe, die man

man seinem Andenken machte: daß er, wie man sagte, alle Gesetze der Kirche mit Füßen getreten hätte.,,

---

Unter den 17,000 Personen, die bei der Thronbesteigung Peters III. zu ihren Familien zurückberufen wurden, bemerkte man den alten Herzogregenten von Bieron, der nebst seiner Familie zum Kaiser kam und ihm für seine Gnade gegen ihn dankte. Der Kaiser nahm ihn aufs gnädigste auf, versicherte ihn, daß er das Vorgefallene vergessen hätte, gab ihm das Ordenszeichen des h. Andreas wieder und erkannte ihn zum großen Erstaunen des Bieron und aller Menschen für einen Herzog von Kurland.

Dies war ein Donnerschlag für den Herzog Karl, der einen Konvent der Ritterschaft in Mietau gerade zu der Zeit bei sich hatte, da er diese Nachricht bekam. Seine Bestürzung ward noch größer, als er die ganze Ritterschaft sich wegbegeben sah. Er suchte, den erwähnten Staatsstreich durch schickliche Maßregeln zu vereiteln und schickte den Generalma-

jor de la Chinal nach Petersburg, um so wohl dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, als ihm Vorstellungen über sein Verfahren thun zu lassen. Die Ritterschaft schickte ihrer Seits Deputirte. Alle wurden zur ersten Audienz gelassen, damit sie ihren Glückwunsch abstatten könnten. Als aber de la Chinal den Kanzler um die zweite Audienz bath, um von Staatssachen zu sprechen; so bekam er einen ausdrücklichen Abschlag. Die zweyte Audienz ward bloß den Deputirten der Ritterschaft gegeben, welchen man die Aufrechthaltung ihrer Privilegien und der Staatsverfassung von Kurland unter der Bedingung versprach, daß sie Bieron für ihren Souverain erkennen sollten. So war die Lage der Sachen in dieser Gegend, wie Peter III. starb.

Man kann sagen, daß er von seiner Thronbesteigung an (den 25 December 1761.) bis zu den Lustbarkeiten, die sein Geburtstag veranlaßte, (den 10 Februar 1762) Lustbarkeiten, die sein bedaurenswerthes Schicksal endigten, mit allen seinen Unterthanen, wie ein zärtlicher Vater mitten unter seiner Familie umging. Diese Regierung, die für die Russen zu kurz war, ist das Muster einer guten Staatsverwaltung.

Die

Die Großen, die sich von den Urhebern des strafbarsten Komplots hatten bestechen lassen, und gleichwohl sich gegen diesen Fürsten höchst ergeben anstellten, ob sie gleich schon darauf sannen, wie sie ihn meichelmörderischer Weise umbringen möchten, überredeten ihn einige Tage vor den erwähnten Lustbarkeiten, daß diese mit den wenigsten Kosten in Czarskojezelo angestellet werden könnten. Der Fürst ließ sich aus seiner Hauptstadt bringen. Dieß erwarteten die Verschwornen, denen er dadurch die Ausführung ihres schwarzen Vorhabens erleichterte. Bei der Tafel ermunterten sie ihn beständig zum Trinken. Sie erfanden neue Gesundheiten, um nur Gelegenheit zu haben, desto öfter dem Bachus zu opfern. Hieraus entstanden wahre Orgien von der schlimmsten Gattung und Peter, der unvermerkt seinen vormahligen Geschmack am Wein wieder bekam, verstrickte sich selbst in den Schlingen seiner Feinde.

Man feyerte dieses Geburtsfest des Fürsten mit ausnehmender Pracht, und es daurete acht Tage. Die Kaiserin hatte am Morgen des ersten Tages aus Gefälligkeit für ihren Gemahl der Gräfin von Woronzoff (welche schon den Titel einer Dame des Pallastes führte) den St.

Katha-

Katharina-Orden ertheilet. Sie bekam gegen die Mitte eben dieses Tages eine Unpäßlichkeit, welcher wegen sie diese ganzen acht Tage hindurch in ihrem Zimmer bleiben mußte. Dieses unglückliche Fest, das mit dem Gottesdienst und dem Lied, Herr Gott wir loben dich, unter Abfeurung der Kanonen angefangen wurde, ward mit der abscheulichsten Missethat geendiget.

Wenn Peter III. die Garde nicht seinem Oncle, dem Fürsten Georg von Holstein, anvertrauet hätte, (der sie auf die preußische Art exercirte, eine Exercirart, worin die vornehmste Ritterschaft im Reich sich nicht finden konnte) wenn er die Staatsgeschäfte dem Bieron anvertreuet hätte, dem man zwar nur stolze Manieren vorwerfen, aber dabey große Talente in der Regierungskunst nicht streitig machen konnte, wenn er den Feldmarschall Münnich an die Spitze seiner Armeen zu der Zeit, da er Willens war, dem König von Dänemark den Krieg zu erklären, und dem König von Preußen zu Hülfe zu kommen, gestellet hätte; so würden die russischen Angelegenheiten ohne Zweifel eine

eine ganz andere Wendung genommen haben und Peter III. würde vielleicht noch regieren.

Dieser Fürst nahm sich nach der Proclamation des neuen Herzogs Bieron von Kurland vor, mit ihm zum Besten seines Oncle Georg Maßregeln zu treffen. Allein dieses Project verschwand mit ihm und nun ward von dem Prinzen Georg nicht weiter gesprochen.

Bieron, der von Katharina II eben so geliebet ward, als er von ihrem Gemahl geliebt worden war, und von ihr unterstützet wurde, gab den Reclamationen und den wiederhohlten Bitten des Herzogs Karl, dem er succedirte, kein Gehör. Er nahm mit der unumschränkten Macht seine alten Privatbesitzungen in Kurland, die während seiner Verweisung von dem russischen Hofe waren verwaltet worden, wieder zu sich.

Wie er nach Kurland reisete; dankte er der Kaiserin kniend und hielt an sie in Gegenwart der Minister und des ganzen Hofes folgende Rede:

Allerdurchlauchtigste,
Großmächtigste Kaiserin!
Allergnädigste Kaiserin und Frau!

„Kann man sich eine solche Großmuth und „Huld vorstellen, als diejenige ist, welche „Ew. Keiserliche Majestäten gegen mich und „mein ganzes Haus beweisen? Ein Fürst, der „keine Freiheit, keine Länder, keine Hülfe, „keine Unterstützung hatte, findet sich plötzlich „mit allen diesen Vortheilen umgeben, deren „ein unglückliches Schicksal ihn eine lange Reihe „von Jahren hindurch beraubet hatte. Ich „habe diese Vortheile der Gerechtigkeitsliebe „zu danken, die neben Ew. Kaiserl. Majestä- „ten auf den Thron sitzt und die Verrätherey „vereitelt hat, an welcher die Ungerechtigkeit „und die Gewalt mit so großer List gearbeitet „hatten. Was kann ich thun, um diese Gna- „de und Huld nach Würden zu vergelten? Dazu „sind meine und meines ganzes Hauses Kräfte „zusammen genommen unzulänglich, und ich „würde untröstlich seyn, wenn ich nicht über- „zeugt wäre, daß Höchstderoselben Huld dieje- „nigen freyspricht, welche nur Dankbarkeit und „Unterwürfigkeit äußern können. Dies sind „die beiden Gesinnungen, welche ich mit ins

Grab

„Grab nehmen und stets den Meinigen einschär-„fen werde. In tiefster Demuth falle ich da-„her Ew. Kaiserlichen Majestäten zu Füßen, „und verspreche Höchstdenenselben eine unbe-„gränzte Dankbarkeit und Unterwürfigkeit. „Daneben unterwinde ich mich, Höchstdie-„selben unterthänigst zu ersuchen, gnädigst „Höchstderoselben Huld und mächtigen Schutz „mir und den Meinigen ferner angedeihen zu „lassen"

Bieron ward bei seiner Durchreise durch Riga daselbst unter Abfeurung der Kanonen mit den größten Freudensbezeugungen von Seiten des Generalgouverneur, des Grafen von Browne, empfangen. Karl wollte das Schloß in Mietau nicht verlassen; er legte Protestationen über Protestationen ein. Die Kaiserin sequestrirte seine Güther. Bieron kam den 22 Januar 1763 in Mietau an. Die Obrigkeit dieser Stadt und die Bürgerwache weigerten sich, ihm den Eyd der Treue zu schwören. Sie wurden dazu von russischen Truppen gezwungen. Auch wollten sie ihre Fahne dem Minister Simolin aus Petersburg nicht überliefern. Er drohete sie mit dem Gefängniß. Sie gaben aber auch in diesem Punct nach,

als

als die Russen mit ihren Bajonetten auf sie losgingen. Ob nun gleich einige Mächte Theil an dem Schicksal des Fürsten Karl nahmen, und Pohlen wider die Gewaltthätigkeit protestirte, mit welcher Rußland mitten in einem Herzogthum verführe, welches gar nicht unter demselben, sondern vielmehr unter Pohlen stände; so ward Bieron doch als Herzog von Kurland ausgerufen und der Adel und die Bürgerschaft erkannten ihn für ihren Landesherrn.

Die beiden Prinzen, des Bieron Söhne, gingen mit ihrem Vater nach Mietau. Sie waren über alle Massen schlecht erzogen. Die blinde Gewogenheit, mit welcher die Kaiserin Anna dem Bieron zugethan war, hatte sich bis auf seine Kinder erstreckt. Sie hatten in ihrer Kindheit ihrer Bosheit eben so ungescheuet als ungestraft den Zügel schließen lassen. Ihr Hofmeister Schwarz bekam einmal den Befehl, mit ihnen im kaiserlichen Garten zu spatziren. Er führte sie in denselben. Der jüngste nahm sich so gar die Freyheit heraus, Erdbeeren zu essen und zwar unaufhörlich. Der Hofmeister verwies ihm diese Unbesonnenheit,

heit, und suchte; ihm die Gefahr begreiflich zu machen, welche daraus für seine Gesundheit entspringen konnte. Der Unbesonnene hörte nicht einmal auf die Erinnerungen. Allein er bereuete es bald, da er Magenschmerzen bekam. Die Kaiserin, die dieses bemerkte, fragte den Hofmeister nach der Ursache. Dieser antwortete ihr, daß der junge Mensch gar zu viele Erdbeeren gegessen hätte. Die Kaiserin bedaurete diese Unpäßlichkeit gar sehr und ward wider den Hofmeister sehr entrüstet, nahm auch dessen Entschuldigungen nicht an. Schwarz ward also in das gemeine Haus in St. Petersburg gesteckt, wo man ihm die in diesem Hause gebräuchliche Uniform anzog, welche nur aus den häßlichsten Lumpen bestand und ihn wie die andern Mitglieder dieses Zuchthauses dazu anhielt, die Gassen zu fegen. Indeß ließ Bieron einige Zeit nachhin, da er vielleicht die große Ungerechtigkeit der Anna gegen den Hofmeister einsah, denselben aus dem Reiche gehen und gab ihm 1000 Rubel, eine geringe Entschädigung für eine so schändliche Behandlung.

Des Bieron Haushofmeister Namens Kirsch, der einmal in seinem Unwillen über die zu große

Nachsicht des Vaters gegen so unartige Kinder geklagt hatte, ward eben so wie Schwarz bestraft.

Eines Tages holete der jüngste sich Ruthen und schlug damit einige bei dem Hofe der Anna angestellte Leute auf die Beine. Der erste, mit dem er es so machen wollte, war der Graf von Löwenwolde, der eben so fein als höflich auf die Seite sprang, um dem Schlag auszuweichen. Ein Anderer war nicht so glücklich, sondern bekam Hiebe mit den Ruthen. Bieron kam darüber zu und befahl ihm, diese Narrenspossen zu unterlassen. Wie aber derjenige, der geschlagen worden war, reden und sich bey dem Herzog über die Unartigkeit seines Sohnes beschweren wollte; ließ der Liebling ihn nicht ausreden. „Ey der Teufel, sagte er zu ihm, was wollen Sie denn? wenn sie des Dienstes überdrüssig sind; so können sie ihren Abschied bekommen.„

Zu einer andern Zeit gossen eben diese Prinzen den Vorübergehenden und Hofleuten Wein auf die Kleider. Diejenigen, die darüber aufgebracht wurden, hatten noch dazu die Verdrießlichkeit, daß sie von ihnen ausgescholten wurden. Wegen dieser Aufführung wurden sie von dem

Hofe

Hofe und der Stadt so verachtet und gehaßt, daß sie vielleicht in Rußand gar nicht geduldet worden wåren, wenn Elisabeth, die eben auf den Thron gestiegen war, ihnen nicht ihren Schutz håtte angedeihen lassen.

Unter der Regierung des Peter I. ward Ismailoff als Ambassadeur nach China geschickt. Der Kaiser liebte ihn und ging oft mit ihm auf die Jagd. Er zeigte ihm einmal alle Zimmer in seinem Pallast. Der Ambassadeur sah überall, wohin er nur blickte, Bündel von Raute (eine Pflanze, die besonders von den Chinesern geschätzet wird) in glåsernen Büchsen. Der Kaiser bemerkte, daß Ismailoff darauf nicht sonderlich Acht zu geben schien, und fragte ihn, was er von dieser Sammlung von Raute dåchte. „Ach! antwortete er, diese „Pflanze ist auf unsern Feldern so håufig, daß „man darauf ohne Mitleid tritt." Der Kaiser nahm diese Antwort übel, weil er vermuthlich darin eine geflissentliche Verachtung eines chinesischen Gebrauchs zu bemerken glaubte, und erwiderte dem Ambassadeur: „Ich hielte „Sie nicht für einen Mann, der Vorurtheile

„hätte. Wenn Sie alle Eigenschaften dieser „Pflanze kennten; so würden Sie anders davon „reden: weil Sie aber klüger seyn wollen, als „wir; so bezahlen Sie Ihre Vorurtheile und „befreien mich so wohl als mein Land von Ihrer „Gegenwart."

Der Fürst Orloff brachte nach dem russischen Hofe einen Doctor der Arzeneikunde, mit Namen Janijossy, der in Holland studiret hatte, und der als ein vollkommnes Original berühmter war, als wie ein Arzt. Man bestimmte ihn hauptsächlich zur Belustigung der Kaiserin; er kam oft zu ihr, und wann er sie bei mismüthiger Laune fand; faßte er sie beim Arm, und ging mit ihr spatzieren, um ihr Bewegung zu verschaffen. Er nannte sie nie anders als Trienchen, ein Verkleinerungswort von Katharina. Sein Haus war eine Art von Serail. Er hatte beständig ein großes Strick an der Seite, mit welchem er diejenigen von seinen Dienstmädgens, die einen Fehler begingen, sogleich bestrafte.

Der Graf Orloff, eben derselbe, der die russische Marine in dem Kriege des Jahres 1769 sehr berühmt gemacht hat, hatte eine Auszehrung, wodurch er alle Kräfte verlohren hatte. Der Herr von Betzky, kaiserlicher General, schlug ihm die Dienste eines Marktschreiers, Namens Jerosseitsch, vor, der als Chirurgus bei der Akademie der Künste angestellet war. Orloff befand sich außer Gefahr und willigte darin. Dieser Jerosseitsch war im Innern von Siberien und an den Gränzen von China gereiset und hatte sich ein großes Buch voller Verordnungen und Recepte angeschafft, die nichts anders als medicinische Kräuter enthielten. Wie er zum Grafen gerufen wird; erkundigt er sich nach seiner Krankheit, läuft nach seinem Hause, zieht sein großes Buch zu Rathe, gibt dem Grafen Arzeneimittel, und ist so glücklich, daß er ihn kurirt. Durch diesen Vorfall kam Jerosseitsch in Aufnahme und machte ein Glück, das ein Gelehrter vielleicht schwerlich machen würde. Von Betzky, der kein Freund von den Aerzten war, freuete sich ungemein über die Gesundheit seines Freundes, der die ganze medicinische Facultät schamroth machte. Die Kaiserin, welche ihrem Admi-

ral sehr zugethan war, läßt den neuen Arzt nach dem kaiserl. Hofe kommen, dankt ihm, trinkt seine Gesundheit und beschenkt ihn mit einer großen Summe Geldes.

Orloff hatte sich wahrscheinlich durch allerlei Strapatzen um seine Gesundheit gebracht. Da er außerordentlich große Kräfte hatte; so mochte er sich gerne damit sehen lassen. Er hob einmal eine Kutsche in die Höhe, in welcher sich die Kaiserin befand.

Jeroffeitsch konnte nicht lesen. Wenn ein Kranker zu ihm kam; befragte er ihn lange über seine Krankheit. Dann rief er einen kleinen Knaben, der bei ihm dienete und lesen konnte. Wenn es eine gewöhnliche Krankheit war; ward die Verordnung sehr bald gegeben. Die Ueberschriften in dem großen Buch erleichterten das Nachsuchen. Wenn aber von einer seltenen oder unbekannten Krankheit die Rede war; mußte der junge Mensch beinahe das ganze Buch durchblättern, bevor er das finden konnte, was er suchte, wenn er es anders darin fand. Sie verfertigten zusammen, und zwar in vielen Fällen aufs gerathe wohl, ein Arzeneimittel von

von vielen Kräutern, aus dessen einem Theile ein Saft gekocht ward, der mit Wasser vermischt innerlich gebraucht wurde, und wovon der andere Theil zum äußeren Linderungsmittel dienete.

Wenn man die Staatsverfassung in Rußland in Ansehung der Leibeigenen und ihrer Verbrechen betrachtet; so empöret sich die Menschlichkeit über beide. Ich habe die ersteren schon durch viele Beispiele kennen gelehret und was die letzteren betrifft; hat sich ihre Abscheulichkeit in eben diesen Beispielen hinlänglich gezeigt. Eine Fürstin Gallizin in Moskau behandelte gewöhnlich ihre Bauren mit einer Härte und Grausamkeit, die zur Schande der menschlichen Gesellschaft lange ungestraft geblieben sind. Als sie eines Tages erfährt, daß eine von ihren Dienstmädgen schwanger sei; verfolgt sie dieselbe in ihrem ganzen Hause aus einem Zimmer ins andere mit einer Ofengabel in der Hand, erreicht sie endlich, zerschlägt ihr die Hirnschale, und reißt ihr ihr Kind aus dem Leibe. Sie fand ein Vergnügen daran, ihre Bauren, wann sie sie bestrafen ließ, lange martern zu

lassen. Alle diese Executionen hielt sie selbst und ließ sich dabei von niemanden helfen. Als Katharina II. in Moskau war; so erfuhr sie nicht ohne Schauder die Grausamkeit dieser Dame, ließ sie arretiren, und ihr ihren Proceß machen. In der Urthel, die wider sie erging, ward erkannt, daß sie an allen Ecken der Gassen in Moskau die Knuth haben und nachhin in einem kleinen Keller im Kloster Iwanoffsky eingesperret werden sollte, um, wie die Urthel hinzusetzt, Gott ihre übrigen Lebenstage hindurch um Vergebung ihrer Grausamkeiten zu bitten. Diese Urthel erfolgte erst, da die Frau Gallizin viele Personen ums Leben gebracht hatte. Aber die Urthel ward nur zum Theil vollzogen. Sie ward nur in einem guten Zimmer eingesperret, worin sie zwar beständig bleiben mußte, aber doch alle ihre Bequemlichkeiten hatte. Wegen ihrer adelichen Abkunft verfuhr man so glimpflich mit ihr. So wahr ist es, daß man in diesem Lande aus Achtung für hohe Geburt jede andere Bedenklichkeit aus der Acht läßt.

Grasnal-

Grasnalschokoff, Brigadier bei den Kosaken, kann der Frau Gallizin zum Pendant dienen. Er hat seinen Namen in verschiedenen Rücksichten im Schwedischen Kriege berühmt gemacht. Zur Zeit der Elisabeth dienete er unter dem Marschall Lascy; er ging über einen Sumpf und versuchte, das Schwedische Lager zu überrumpeln. Allein der Feind nöthigte ihn, sich über Hals und Kopf zurükzuziehen. Bei seinem Rückzuge blieb sein Pferd im Sumpf stecken. Der Kosak bekam in dieser Verlegenheit eine Schußwunde, woran er starb. Er war ein Erzsäufer und dabei so grausam, daß man in der Geschichte der barbarischen Völker wenige Beispiele von solcher Grausamkeit findet. Zum Vergnügen ließ er sich Gefangene bei Dutzenden bringen, denen er den Kopf mit dem kältsten Blute abhauete. Dieß that er, um seine Geschicklichkeit sehen zu lassen und zugleich sie zu vervollkommnen. Durch seinen Tod ist seinem Sohn ein Vermögen von 600,000 Dukaten zugefallen, welche er in dem Kriege wider die Türken und Tataren gesamlet hatte.

Der Herr Peckin, Assessor beim medicinischen Kollegium in St. Petersburg, war zum Arzt beim adelichen Kadettenkorps vermittelst einer Verordnung der jetzigen Kaiserin, die zugleich sein Gehalt festsetzte, ernannt worden. Er hatte diese Stelle schon einige Jahre gehabt, als man darauf sann, dieses Korps anders einzurichten. Wie der Hof sich in Moskau aufhielt; meldete er es einigen Personen, *welchen* daran gelegen war, daß das Korps die Einrichtung behielt, die es hatte. Der Generallieutenant Betzky nahm diese Nachricht übel und verabschiedete diesen Arzt ohne Umstände. Dieser, der die Verbindlichkeit eines Souverain als heilig ansah, klagte bei dem Betzky selbst, der ihm aber stolz antwortete. „Mein Herr! diejenige, die die Macht hat, Befehle zu geben, „hat auch die Macht, diese Befehle zu widerru„fen." An die Stelle des Peckin kam sogleich Jänisch wieder. Ob man gleich bei der gewöhnlichen Lage der Dinge des Peckin entbehren zu können glaubte; so kam man doch zum Nachdenken, als die Pest viele bei der Armee wegzuraffen anfing. Peckin ward dahin geschickt, um die Armee und das Reich vor dieser Plage zu sichern.

Der

Der Baumeister bei diesem adelichen Kadettenkorps Hoffmann hat eben das Schicksal gehabt, was Peckin hatte. Er war der rechtschaffenste Mann in Rußland. Da er sich auf das Zeugniß seines guten Gewissens verlassen konnte, und es ihm an dem edlen Stolz des rechtschaffenen Mannes nicht fehlte; so demüthigte er sich nicht vor diesen und jenen Herren, und besonders vor dem Herrn Director, dem seine einfachen und offenen Manieren sehr misfielen. Er bekam, ehe er sich es versah, seinen Abschied. Er und seine Familie mußten sofort ihre Wohnung verlassen, ohne daß man die Güte hatte, oder vielmehr, ohne daß man vermögend war, ihnen einen einzigen Grund zu sagen, warum man mit ihnen unzufrieden wäre.

Man ließ aus fremden Ländern vier große Gelehrte kommen, die diesen jungen Adel unterweisen sollten. Sie sollten Unterricht in der Mathemathik, der Physik, der Philosophie und den schönen Wissenschaften geben. Jedem von ihnen ward sein Fach in dem bei seiner Annahme geschlossenen Kontract angewiesen, der von dem Oberhaupt des Kadettenkorps, dem

Herrn

Herrn von Betzky, unterschrieben wurde. Wie sie ankamen; stellte man sie bei Kindern an, die nicht lesen konnten. Sie waren höchst misvergnügt und hätten gewünscht, daß sie nie einen Fuß in Rußland gesetzt hätten. Allein das Versehen war begangen, sie hatten nämlich dem Wort der Russen getrauet. Es ging jemand für sie zum General Betzky, foderte, daß er den ihnen gegebenen Kontracten nachkommen sollte, und stellte ihm vor, welche unanständige Beschäftigung man solchen Männern gegeben hätte, die vermögend wären, auf eine ehrenvolle Art auf Akademien zu glänzen. „Aber, antwortete von Betzky, ich habe so „große Gelehrte nicht verlangt, ich wollte nur „ehrliche Leute haben. Dann hätten sie, erwie„derte der Gönner der vier Fremden, ohne Sich „nach Auswärtigen umzusehen, Schuster und „Schneider finden können, die das gethan „hätten, was sie haben wollten."

Dieser von Betzky war einer von denjenigen Männern, die ihre Absichten auf das Große richten, und über ihr Zeitalter erhaben scheinen wollen. Solche Männer geitzen nach

Refor=

Reformatorruhm und richten alles zu Grunde. Bei der Entwerfung einer neuen Einrichtung des Kadettenkorps konnten seine Gesinnungen aufrichtig und seine Absicht sehr weise sein. Allein die Mittel, die er wählete, stimmten damit nicht überein und der Zweck ward verfehlet, wiewol er bei der großen Veränderung, die er bewirkte, einige vortreffliche Gedanken gehabt haben mag. Zum Beispiel, man konnte in jedem Alter in dieses Korps aufgenommen werden. Er hatte bemerkt, daß diejenigen, die schon ein schlechtes Gemüth hätten, nicht gebessert werden könnten, sondern nur dazu taugten, ihr Verderbniß den andern Kindern einzuflößen. Daher macht er die Anordnung, daß man diejenigen, welche ihr siebentes Jahr zurückgeleget hätten, in der Folge nicht mehr in das Korps aufnehmen sollte. Was die innere Einrichtung des Hauses betraf; so konnten die Kinder, die darin einmal aufgenommen waren, ihre Aeltern nur bloß des Sonntags in der öffentlichen Versammlung zu sehen bekommen. Hier sprachen sie mit ihnen über die Balustraden, in welchen sie eingeschlossen waren. Sie mußten aber in einer so gezwungenen Stellung stehen, daß diese Güte nur einige Minuten

daurete

daurete. Dem von Betzky gefielen die Grundsätze der Erziehung des J. J. Rousseau. Unter seiner Aufsicht genossen die jüngsten innerhalb ihres Hauses eine beinahe uneingeschränkte Freiheit. Den ganzen Tag machten sie sich Bewegungen, spielten gefährliche Spiele und liefen herum. Es schien, als wenn er gerne wissen wolle, wie ein Kind der Natur sich verhielte. Allein ich glaube, daß er sich in vielen Stücken, wie alle diejenigen geirret habe, welche beim Lesen des Emils begeistert worden und die Lehren angenommen, die ihnen gefallen, und sie so wohl gut als schlecht in Ansehung ihrer Kinder angewandt, jedoch aus ihnen nicht einmal halbe Wilde gemacht haben. Die jüngsten führen in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, welche man dazu einladet, eine Komödie auf. Wenn man diese junge Leute Frauenzimmerrollen spielen sieht, ergötzet man sich mehr darüber, als über das lustigste Stück. Wann sie die drey Zeitpuncte ihrer Erziehung zurückgelegt haben; (jeder Zeitpunct besteht aus drey Jahren) so verlassen sie das Haus und ergreifen den Soldatenstand; oder eine bürgerliche Lebensart. Ich zweifele sehr daran, daß Rußand jemahlen viele Vortheile

von diesem Institut, so wie es jetzt beschaffen ist, haben werde. Die alte Einrichtung, nach welcher man dasselbe trieb, hatte, ob es gleich in einigen Stücken fehlerhaft war, weit weniger Unbequemlichkeiten, als die neue. Man hat immer, so lange es gedauret hat, bemerkt, daß es dem Hause nicht an Lehrern und Vorgesetzten fehlte, welche ihre Pflicht mit exemplarischer Pünktlichkeit erfülleten. Einige Verbesserungen die sich hätte leicht einführen lassen, würden daraus eine der besten Schulen in Europa gemacht haben.

Ein Souffleur der französischen Komödie ward von dem von Betzky als Director dieses Hauses mit dem Auftrage ernannt, Vorschriften für alle Lehrer aufzusetzen.

Eben dieser Herr von Bezky hat diese Stelle dadurch vollends verächtlich gemacht, daß er einen alten Kammerdiener der Mutter der jetzigen Kaiserin als Director der Erziehung angestellet hat.

Ein anderer Mensch, Namens Faber, den ich die Dienste eines Bedienten bei den Professoren Pictet und Malet hatte thun sehen, ward zur Stelle eines Professores berufen, und ward solchergestalt ein Kollege von seinen Herren. Da aber sein erster Stand bekannt ward,

und die übrigen Professoren sich schon darüber beschwerten, daß sie Kollegen von einem solchen Mann seyn müßten; so brachte man sie auf die Art zum Stillschweigen, daß man ihn zum Lieutenannt in russischen Diensten machte. Die Bestallung darüber wurde durch eine sehr weitläuftige Verwandtschaft mit der Generalin Lafont, der Priörin des petersburgischen Klosters, worin adeliche und bürgerliche Mädgens erzogen wurden, noch mehr aber durch die Unterstützung das von Betzky gar leicht bewirckt.

Diese Frau Lafont war dem Herrn Zeitz, einem Mann, den Peter III. zu den geheimsten Unterhandlungen brauchte nnd der unter seiner Regierung eine sehr große Rolle spielete, eine beträchtliche Summe Geldes schuldig. Zu seiner Besänftigung versprach sie ihm für seine Ehegenossin die Stelle einer Aufseherin über das adeliche Kadettenkorps, indem sie die Frau Generalin von Schedrass, die diese Stelle hatte, und in allen Rücksichten eine so würdige Frau war, daß die Generalin Lafont bescheidener und die Frau Zeitz weniger zudringlich hätte seyn sollen, verabschieden lassen wollte.

Durch die Unterstützung eben dieses Herrn von Betzky ist ein Lascaris in St. Petersburg nach

nach und nach Policeimeister, Director und Oberstlieutenant bei dem adelichen Kadettenkorps geworden. Dieser Mensch, eines Cephalonischen Gewürzhändlers Sohn, kam im zerrissenen Kleide mit dem Herrn Carbonet, der eine Kostschule in St. Petersburg errichtete, von Warschau an. Dies geschah zu der Zeit, da man einen Krieg mit den Türken befürchtete, und man den Griechen, die sich in Rußland befanden, sehr gut begegnete. Der wahre Name dieses Lascaris war von Carburi. Er machte eine sehr genaue Bekanntschaft mit Jelmatschainoff, der viel bei dem Herrn von Betzky galt. Er bath ihn, daß er ihm durch die Vermittelung dieses Herrn ein Amt verschaffen möchte, und versprach ihm, seine Schwester aus Dankbarkeit zu heirathen. Lascaris ward sogleich zum Adjutanten des adelichen Korps ernannt, heirathete die Demoiselle Jelmatschainoff, und insinuirte sich bei dem Herrn von Betzky so sehr, daß dieser ihm seine Gewogenheit und sein Vertrauen schenkte. Seine Frau, mit der er nur einige Jahre lebte, starb fast plötzlich. Jaenisch, der Arzt des Kadettenhauses, besuchte sie nur einmahl. Bei dem zweiten Besuch fand er sie todt. Lasca-

ris schrie, wie er ihn sah: „Großer Gott! „was für Aesculape haben wir heut zu Tage. „Sie haben meine Frau sterben lassen. Sie „sind Schuld an ihrem Tode. Machen Sie „mir nicht den Vorwurf, daß ich Schuld an „ihrem Tode sey, antwortete der Arzt ihm im „entschlossensten Ton, hören Sie auf, so zu „reden, sonst werde ich sprechen und nach den „Zufällen, die ich bei der Krankheit wahrge„nommen habe, anzeigen, wer das Werk„zeug dieses Todes gewesen."

Alle ordentliche Leute, welche sich in diesem Erziehungshause mit Lascaris zu gleicher Zeit befunden, haben seinen Umgang gemieden. Es schien indeß, als wenn seine schändliche Aufführung ihm bei dem Herrn von Betzky zur Empfehlung gereichte. Denn dieser hat ihn von einer Stuffe der Ehre zur andern bis zu den ehrenvollesten Würden befördert. Der Pope hat die größten Beschwerden wider ihn geführet. Er warf ihm nichts Geringeres vor, als daß er die Sitten junger Leute verschlimmerte und sie in solche Laster hineinzöge, welche die Natur empörten. Lascaris führte seiner Seits ge-

schwinde

schwinde weitläuftige Beschwerden wider den Popen, und dieser bekam seinen Abschied mit dem Befehl, eine ledige Stelle bei der Policei, eine Stelle, die in jeder Rücksicht demüthigend, mühsam und unangenehm ist, einzunehmen.

Das Ansehen des Lascaris hat ganz Petersburg in Erstaunen gesetzt. Sein Benehmen hat einen allgemeinen Unwillen erregt. Man hat vor diesem glücklichen Mann, vor dem allerlasterhaftesten sich schmiegen, oder sich entschliessen müssen, seine Stelle zu verlieren. Das leztere Unglück haben der General beim Kadettenkorps, Brand, ein so redlicher als einsichtsvoller und ehrlicher Mann, die Generalin Schedrass, Frau Zeitz und viele andere gehabt. Er wollte allein Director seyn und sich nicht von denjenigen erleuchten lassen, wegen deren Verdienste oder Standes er etwas bescheiden hätte seyn sollen. Er wollte bloß mit seinen Creaturen zu schaffen haben.

Er unterstand sich einmal, zu sagen, daß das Gehalt seiner Stelle so geringe wäre, daß er davon bei weitem nicht leben könnte, und er

dabei die Interessen aller seiner Kapitalien verzehrte. Gleichwohl hatte er nicht einen Heller. Dieser Streich und verschiedene andere dergleichen wurden in einer von Emmin, Untersecretärbein Kabinet der Kaiserin, (welcher um eben diese Zeit eine ziemlich kurze Geschichte über Rußland schrieb) gemachten Satyre aufgedecket. Das Publikum, das den Lascaris heftig verabscheuete, erkannte ihn leicht in den Gemählden des Emmin, und glaubte, daß dieser niederträchtige Mensch, wenn man ihm einmal die Maske abnähme, auf eine so schimpfliche Art, als er es verdiente, würde verabschiedet werden. Lascaris lachte zuerst über die Broschüre, glossirte darüber und bekam nachhin noch mehr Ansehen als vorher.

Er war so frech, daß er sich allenthalben für den letzten Abkömmling des berühmten Hauses Lascaris ausgab. Zu seinem Unglück erfuhr ein Minister aus Ragusa in Petersburg, dessen Gemahlin in der That dieser letzte Abkömmling war, diese Aufschneiderei auf der Akademie der Künste, wie er deren Kunststücke betrachtete. Er läßt hierauf Lascaris nach diesem öffentli-

chen

chen Orte kommen und in Gegenwart verschiedener anderer Minister, die ihn dahin begleitet hatten, schilt er ihn wegen seiner Frechheit aus und verbiethet ihm, diesen Namen in Zukunft zu führen.

Ihr, die ihr die Thorheiten der in Ansehen stehenden Narren nicht ausstehen, noch in die Ränke der Höfe euch finden könnet, die ihr innerlich einen Werth empfindet, der den Neid aufmerksam machen kann; ihr endlich, die ihr eine ehrliebende Seele habt, ihr habet aus gar vielen Beispielen ersehen, wie eures Gleichen in Rußland im Kedettenkorps behandelt worden; werdet anders Sinnes, verhehlet eure Talente sorgfältig, seyd dem Lascaris ähnlich, wenn ihr glücklich seyn wollet, oder setzet keinen Fuß hinein.

Als Katharina II. dem Kaiser Peter I. zu Ehren ein vortrefliches und des Schöpfers des russischen Reichs würdiges Denckmaal errichten wollte; verfiel sie auf den Gedanken, daß sie den Felsen, auf welchen er in Finnland im Anfang des schwedischen Krieges gestiegen war, um die umliegende Gegend zu betrachten, nach St.

Petersburg bringen lassen wollte. Der größte Theil dieser Masse lag in der Erde. Man hatte, um ihn aus der Stelle zu bringen, schon die größten menschlichen Kräfte nebst allen Hülfsmitteln der Physik und Kunst angewandt. Allein alles war vergeblich. Man machte bekannt, daß derjenige, der ein Mittel erfinden würde, den Felsen wegzubringen, eine Belohnung von 7,000 Rubeln haben sollte. Hierauf kam ein Schmidt in St. Petersburg, der eben so geschickt als arm war, zum Lascaris, und lehrte ihn ein sehr einfaches Mittel, den Felsen wegzubringen. Dieser fand kein Bedenken, sich die 7,000 Rubel zusamt der Erfindung zuzueignen. Die Methode des Schmidts ward also versucht und der Felsen regte sich, ging aus der Erde hervor und an den Orte seiner Bestimmung. Man legte ihn anfänglich auf zwei mit Eisen beschlagene Walzen von dem stärksten Eichenholz. Aber sie wurden im Augenblick von dem schweren Felsen zermalmet. Nun brachte man statt derselben andere Walzen von gegossenem Metall. Auch gebrauchte man dabei einige Kugeln, um die Reibung des Scheurens an demselben zu vermindern. Hierauf brachten einige hundert

Mann

Mann vermittelst einiger Walzen und verschiedener anderer Maschinen diese große Masse leise fort und richteten sich mit ihren Bewegungen nach der Trommel und dem Kommando einiger Soldaten, die darauf mit einem Schmidt standen, und einen Blasebalg, so wie andere nöthige Geräthe bei sich hatten, um die Instrumente, so bald sie zerstoßen wären, auszubessern.

Der Schmidt, welcher der Erfinder von dem Verfahren war, dem man die Ueberbringung des Felsen verdankte, mochte nun gehen, über Raub schreien, und die ihm gebührende Belohnung fodern, so oft und vielfältig er nur immer wollte; so verließ sich doch der grausame Lascaris auf den Schutz des Herrn von Betzky und ließ ihn sich mit vergeblichen Sorgen quälen. Der unglückliche Mann starb endlich vor Gram und Verzweifelung. Weil Lascaris nach desselben Tode befürchtete, daß die Wittwe und Kinder die Geschichte dieser Ungerechtigkeit und ihrer Folgen an die Kaiserin gelangen lassen möchten; so traf er einen Vergleich mit dieser Wittwe und bezahlte ihr etwas we-

niger als die Hälfte von dem, was ihr Mann auf eine rechtmäßige Art verdienet hatte.

Er hatte noch einen andern Gewinnst; aber dieser kostete ihm weiter nichts als eine listige Erfindung. Er ging zu dem Herrn von Betzky und klagte ihm, daß, da er bei dem Steine und den Arbeiten, worüber er die Aufsicht hatte, herum gegangen wäre, man ihm 4000 Rubel in Bankozetteln aus seinen Taschen gestohlen hätte. Von Betzky ließ sie ihm wieder erstatten und verschaffte ihm noch dazu ein Geschenk von 5 andern tausend Rubeln und von einem Kästgen von gar großem Werthe.

Der Felsen war nun bis an die Ufer des Flusses Newa gekommen und sollte nun hinüber gebracht werden. Man ließ ihn auf ein großes Floß fallen, das zwischen zwey Lastschiffen lag. Durch diesen Fall entstanden einige Löcher in dem Floß. Man befürchtete anfänglich, daß diese Löcher größer werden möchten und man genöthigt seyn dürfte, den Stein den Wellen zu überlassen. Der Herr von Betzky, dem man diese Nachricht brachte, ward darüber bestürzt. Er überrechnete mit Kummer die Ehre, die er von dem Transport dieses Felsen haben würde, die Summen, welche derselbe

schon gekostet hätte, und die schon über 160,000 Rubel groß wären und das Vergnügen, welches derselbe der Kaiserin machen würde. Er lief mit starken Schritten in seinen Zimmern herum und schrie wüthend. „Gebt mir doch meinen „Stein wieder, gebt mir doch meinen Stein „wieder!" Nun kam Lascaris, befreite ihn von dieser Unruhe und machte seine Freude vollkommen. Denn er meldete ihm, daß der Felsen mit mehr als tausendfältiger Mühe endlich auf den Platz, der ihm bestimmt wäre, gebracht worden. Dieser Platz ist dicht bei der Schiffsbrücke der Newa zwischen der Admiralität und dem Senat. Nicht weit von da steht das Gebäude, in welchem man die gegossene Bildsäule Peters I. sieht, der dieser große Stein, ganz von Granit, zum Fußgestell dienet. Der Bildhauer, Herr Falkonnet, hat ein Meisterstück gemacht. Er hat den Helden volkommen getroffen, seine wesentlichen Züge sind mit ausnehmender Kunst ausgedruckt, (dieser Punct ist das Werk seiner Schwiegertochter) die Stellung ist der Stellung des Pferdes ungeachtet nicht gezwungen. Die ausgebreitete rechte Hand giebt der ganzen Figur viele Hoheit. Die Schönheit des Pferdes verdient ebenfalls

von Kennern betrachtet zu werden. Es stützet sich bloß auf den Hinterfüßen, der ganze Vordertheil steht in die Höhe. So bewegt sich ein Pferd, das über eine Anhöhe springt. Wegen der Schwere des Klotzes war es schwer, Gründlichkeit und Volkommenheit anzubringen. Gleichwohl fehlet an diesem Werke nichts. Die metallene Schlange, welche das Pferd mit Füßen tritt, ist nachhin noch dabei angebracht worden, um entweder zur Zierde zu dienen, oder auch, um ein vollkommneres Gleichgewicht zu bewirken. Man ließt auf dem Stein diese Inschrift:

PETRO I. CATHARINA
POSUIT.

Dieser Granit wird alle Tage ebener und glätter. Viele Frauenzimmer nehmen daher ihre Ohrringe, ihre Haisbänder, ihre Ringe und andern Schmuck.

Man sieht auf der Akademie der Künste dieses ganze Werk auf einem großen Tisch. Es gibt auch Kupferstiche und Schnupftobacksdosen, worauf die Zeichnung oder der Stich angebracht ist.

Kakorinoff

Kakorinoff, Baumeister und Director bei der Akademie der Künste mit 2,000 Rubeln Gehalt und dem Patent eines Obersten überreichte am Ende des Jahres dem Herrn von Betzky seine Rechnung. Dieser nahm es sehr übel, daß der Baumeister auf derselben außer der zum jährlichen Bau bestimmten Summe 7,000 Rubel aufgeführet hatte und machte ihm darüber bittere Vorwürfe. Kakorinoff erinnerte ihn daran, daß er eine Mauer schon vollig fertig gehabt hätte, die deswegen, weil sie ihm nicht gefallen, niedergerissen worden, und daß er an deren Stelle eine andere hingesetzet hatte. Hierdurch wären doppelte Kosten in diesem Stück entstanden, der Plan der ganzen Baute abgeändert und folglich der erste Kontract, dem er, Kakorinoff, ganz genau nach gegangen wäre, aufgehoben worden. Der Herr von Betzky, dem diese Vorstellung, welcher er nichts Vernünftiges entgegen setzen konnte, eben so zuwider war, als die außerordentliche Ausgabe der 7,000 Rubel, welche er veranlaßt hatte, zeigte seine Gewalt, beschwerte sich über den außerordentlich großen Aufwand und versicherte dem Baumeister, daß sie ihm von seinem Gehalt und Lohn abgezogen

werden

werden sollte. Dieser Schimpf, den er ihm in Gegenwart vieler Leute oder vielmehr sich selbst anthat, und die Ungerechtigkeit der Kostenerstattung kostete dem Kakorinoff das Leben. Der Herr von Betzky, der das Aufsehen bei diesem Vorfall befürchtete, ließ geschwinde durch seine Spionen verbreiten, daß der Baumeister seit langer Zeit Blut ausgeworfen und daß dieses Auswerfen eine Brustwassersucht erreget hätte.

Kaum war Kakorinoff todt, als ein französischer Koch zum Herrn von Betzky ging und ihn um seine Directorstelle bei der Akademie der Künste ersuchte. Der Herr von Betzky gab ihm einige Zweifel wegen seiner Geschicklichkeit zu einer so wichtigen Bedienung zu erkennen. „Ey, „sagte der Koch, ich habe einen ganz jungen „Küchenjungen, der Sprachmeister und Hof„meister bei dem Herrn Grafen Scheremetoff „geworden ist. Wenn er dieser Stelle hat „Ehre machen können; so können sie annehmen, „daß der Herr, der wohl noch einmal so viel „als sein Küchenjunge ist, Anspruch auf eine „höhere Stelle machen kann. Ich sehe also „gar kein Hinderniß in Ansehung meines Ge„suchs; ich sehe nichts, das mir die Hoffnung

„Ihrer

„Ihrer Güte rauben könnte. Ich rechne viel„mehr darauf, daß sie geneigtst an mich den„ken werden. Der durch dieses Raisonnement „nicht völlig überzeugte Herr von Betzky fertigte „ihn, jedoch sehr freundlich ab, bath ihn, „wieder zu kommen, und gab ihm die Versiche„rung, daß er etwas für ihn thun wollen."

Ich lache, wann ich in gewissen heutigen Schriftstellern das Lob der russischen Nation, die Beschreibung ihrer Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten und ihre schnelle Zunahme an Ausbildung lese. Einige haben so gar, ich weiß nicht, auf wessen Zeugniß, behauptet, daß sie in Absicht der Ausbildung es heut zu Tage mit den europäischen Völkern, die dieserwegen am berühmtesten wären, auf nehmen könnte. Es ist wahr, Rußland hat durch seine überaus vielen Soldaten, die gewiß die besten sind, die man nur finden kann, in Vergleichung mit andere Reichen eine überwiegende Macht. Es ist ferner wahr, daß einige, die am Hofe sich aufhalten, oder gereiset sind, mit andern ihres Zeitalters in jeder Rücksicht gleiche Geschicklichkeit besitzen. Allein diese

weni-

wenigen und der übrige Theil der Nation sind nichts desto weniger in einem und eben demselben Lande zwei so verschiedene Nationen, als die Engländer und Irokesen sind. Das Ungereimteste, was man uns aus dem abergläubigsten Alterthum erzählet, wird in allen Theilen dieses russischen Reichs angetroffen.

In der Nachbarschaft von Solikamsk lebte eine Frau, welche nach der Popen Angabe vom Teufel besessen war. Sie gründeten ihre Meinung darauf, daß sie sie nicht von der Verrückung ihres Kopfes hätten befreien können und vornehmlich darauf, daß sie die Bilder, ja so gar die Priester, anspie. Als des Fürsten Gallizin Wundarzt, der Herr Leguay (dessen Frau die Tochter des Herrn von Stroganoff, des Besitzers der berühmten Salzsiedereien in Solikamsk war) dieses erfuhr, war er neugierig, diese Frau zu sehen, und stellete dem Fürsten vor, ob sie nicht dahin reisen wollten. Dieser verstand sich zu dieser Reise. Wie sie ankommen, befrägt er die Familie über diese Frau und entdeckt bald, daß ihre Krankheit von einer bei einer Niederkunft zurückgebliebenen Nachgeburt entstanden

ist,

ist. Er redet mit der Kranken und sagt zum Fürsten vor den gegenwärtigen Freunden und Verwandten: „ich getraue mir, sie zu kuriren.“ Man lacht ihm ins Gesicht. Er gibt der Frau eine starke Dose von einem Brechmittel, wonach sie viele schwarze Galle von sich gibt, welche die Gesellschaft für Stücken vom Teufel hält. Durch einige andere Arzeneimittel bekömmt die Besessene ihren gesunden Menschenverstand und die Gesundheit völlig wieder. Der Leguay mußte zum Lohn für seine schöne Kur sich sogleich wegbegeben. Denn die Popen, welche sich weder verstellen noch Andern einbilden konnten, daß diese Frau nicht völlig kuriret wäre, machten in allen benachbarten Kirchspielen bekannt, daß derjenige, der ihr diesen Dienst geleistet, es nicht hätte thun können, wenn er nicht der größte Zauberer von der Welt wäre. Allein der Mann ging einige Zeit nachher zum Herrn Leguay und machte ihm ein Geschenk mit fünf Paar der schönsten Zobel.

Die Wahl eines Bürgermeisters bei einer Gemeinde, oder eines Richters in der ersten Instanz, geschieht auf diese Art. Die Gemeinde

tritt zusammen und ernennet drey Mitglieder welche sie dem Präsidenten des Magistrats in St. Petersburg vorschlägt. Derselbe hat das Recht, sie alle drei zu verwerfen, wenn ein einziger ihm misfällt, ohne schuldig zu seyn, die Ursachen seiner Verwerfung anzugeben. Er kann diese Verwerfung, so oft er will, wiederhohlen, bis man ihm endlich drey Personen, die ihm gefallen, vorschlägt. Dann versammlet die Gemeinde sich von neuem an einem Nachmittage und nimmt die entscheidende Wahl unter den vom Präsidenten genehmigten drey Personen vor. Derjenige, der die meisten Stimmen bekömmt, ist Bürgermeister und wird in dieses Amt gutwillig oder mit Gewalt eingesetzt. Denn die Annahme desselben ist nicht willkührlich: ein Misbrauch, der diese Bürgermeister, wenn sie nicht lesen können, in die Nothwendigkeit setzt, sich von drey oder vier Rathsherren helfen zu lassen, welche bisweilen nicht mehrere Kenntnisse, als der Oberrichter haben. Es wird vom Notarien ein Protokoll über die Wahl gehalten, welche die Bürgermeister unter ihren Beisitzern anstellen. Sonst werden alle Sachen nur mündlich von dieser Art Richtern betrieben.

Ueber=

Ueberhaupt wissen sie wenig von dem Förmlichen; und ihr dicker Verstand wenn sie anders Verstand haben, sucht blindlings nicht, was recht, sondern was billig ist. Ein gewisser Zahn machte einen Konkurs. Er hatte einen Menschen bei sich, der seinen Abschied vom Waysengericht bekommen hatte. Dieser brachte ihm bei, wie er es in solchem Fall machen müßte, damit die Gläubiger allein zu kurz kämen. Zahn folgt dem Rath dieses Führers, der eine Taschenuhr in Verwahrung nimmt. Nachhin bringt er andere kostbare Möbeln an die Seite. Hierauf kommen die Gläubiger und theilen sich das Uebrige. Wie der Rathgeber des Zahn das Haus verlassen muß; nimmt er mit der Taschenuhr eine Wanduhr mit. Einige Zeit darauf fordert er seine Wanduhr von ihm wieder. Der Andere antwortet ihm aber, daß er sie ihm wieder geben wolle, wann er die 35 Rubel und einige Kopiken, die ihm nach seiner Angabe Zahn schuldig ist, bekommen hat. Da sie sich über diese gegenseitige Forderung nicht vergleichen können; gehen sie zum Bürgermeister Forstmann, der in Messing arbeitete. Zahn läugnet nicht allein die Anleihe der 35 Rubel, sondern behauptet

auch, daß er noch für den Unterhalt zu fordern habe, den er seinem Gegner während der ganzen Zeit, da er bei ihm gewohnet, gereichet habe und den er zu 105 Rubel angibt.

Nachdem Forstmann mit seinen Beisitzern hierüber lange Berathschlagungen angestellet hat; schickt er die Partheyen zum Pfarrer, damit sie beyde eydlich erhärten möchten, daß ihre Forderungen gegründet sind. Der Kostgänger des Zahn war ihm offenbar eine große Summe Geldes schuldig. Die Richter stellen hierüber abermahlen große Berathschlagungen an, verurtheilen ihn zur Auslieferung der Wanduhr, lassen die beyden Partheyen von neuem schwören, setzen beider Forderungen fest und bestimmen die 105 Rubel, welche Zahn foderte, zu 40 Rubeln fest, indem der Ueberschuß mit den 35, welche sein Gegner foderte, kompensiret wird.

Diejenigen, die vor Gericht zu thun haben, sind gar zu glücklich, wenn ihre Bürgermeister bloß Ignoranten sind und wenn sie nicht befürchten dürfen, daß sie sich bestechen lassen und Ungerechtigkeiten begehen. Ein Franzose kam einmahl zu einem dieser Bürgermeister und bath ihn, einen seiner Schuldner vorladen zu lassen und ihn zur Bezahlung einer aus förmlichen

Urkunden erhellenden Summe Geldes zu verurtheilen. Der Richter sieht sie nach, gehet danächst hinaus und sagt ihm, daß er ihn erwarten möchte. Einen Augenblick darauf wird der Franzose in das tiefe und finstere Gefängniß der Gemeinde gesteckt, wo er sich unter einer Menge Schelme und Bösewichter befindet. Den andern Tag kömmt ein anderer Bürgermeister ans Wort, läßt ihn zu sich bringen und kündiget ihm an, daß er sich nur wegbegeben könne. „Wenn es ihnen so gefällt; antwor„tete der Franzose, so gefällt es mir nicht so „und ich sage Ihnen, daß ich nicht aus der „Stelle gehe, bevor ich wegen meiner Forde„rung befriediget werde und für den Schimpf, „den ihr Kollege mir angethan hat, Satisfac„tion bekomme." Als der erstgedachte Bürgermeister diese Entschließung vernahm; ließ er ihn wieder ins tiefe und finstere Gefängniß setzen. Der Franzose geräth hierüber in Verzweifelung und verschafft sich heimlich durch einen seiner Freunde zwey gut geladene Pistolen. Als den andern Tag der erste Bürgermeister ihm auch wegzugehen befiehlt; fodert er von ihm eben das, was er Tages zuvor foderte. Nach einem abermahligen Abschlage und wieder-

 holten

hohlten Befehl, wieder in das Gefängniß zu gehen, schießet er eine von seinen Pistolen wider seinen ungerechten Richter ab, trifft ihn aber nicht (er erschießt damit jemanden, der neben ihm stand) und mit der andern Pistole erschießt er sich selbst.

Als Katharina II. die Auswärtigen und ihre eigenen Unterthanen ermunterte, Felder in Rußland anzubauen; erkannte jedermann ihre in der That mütterlichen Gesinnungen gegen beyde. Sie gab allen ein Haus, einen Stall, Küche, Pferde, einen Pflug und alles, was zum Ackerbau nöthig war nebst zehn Freyjahren. Dieß war wenigstens ihr Versprechen, so wie ihr Vorsatz. Es befanden sich um Saratoff schon 104 Kolonien, wovon die kleinsten aus 80 und einige so gar aus 200 Seelen bestanden. Man kann sich die Unverschämtheit der Unterbefehlhaber, die die guten Gesinnungen der Kolonisten misbrauchten, und sich aus dem Willen der Souverainin nichts machten, kaum vorstellen. Statt guter Pferde, welche man versprochen hatte, lieferten sie nur wilde Pferde, welche mit dem Pflug, vor welchem sie gespannet waren, in die Wälder liefen. Sie gaben ihnen

ihnen weiter nichts, als verdorbenes Mehl. Die unglücklichen Kolonisten waren alle voller Verzweifelung. Einige ersäuften sich, andere erhenkten sich, noch andere starben vor Gram, oder Hunger oder an Gift. Der Pastor Fuchs, der diesen Greuel nicht länger ansehen mochte, kam wieder nach St. Petersburg, wo er denselben so gar in den Kollegien erzählte. Die vornehmsten Urheber dieser unmenschlichen Ungerechtigkeit waren die Herren von Rußky und von Betzky.

Ein Kapitaine von der Garde zu Pferde Nahmens Bergmann hatte seinen Abschied bekommen. Denn er glaubte, daß es sich für ihn nicht schickte, sich auf eine nützliche Art zu beschäftigen. Er ließ einen Uhrmacher hohlen, um ihm Uhren abzukaufen. Der Künstler kam vor des Bergmanns Stubenthüre und sahe durch das Schlüsselloch, daß er scharfe Gewehre zurecht machte. Er fürchtete sich und ging weg. Er befand sich wohl dabey, daß er eine feige Memme war. Bergmann ließ hierauf den einzigen Sohn eines der reichsten Stoffhändler in St. Petersburg rufen. Dieser kam und

ward umgebracht, geplündert und in dem Zimmer des Bösewichts begraben. Diese Grausamkeit ward entdeckt und Bergmann kam damit ab, daß er auf den Gassen in St. Petersburg die Knuth bekam.

In den Souterrains in Kioff befindet sich eine Menge Bilder und Figuren, wovon einige heiliger sind und mehr verehrt werden, als andere. Die Religiösen, welche sich daselbst einige Zeit aufhalten, opfern ihnen Wachslichter. Jede Figur hat ihr Wachslicht, dessen Schwere ihren Verdiensten und ihrer Würde angemessen ist. Die Armen welche diese lange Reihe von Heiligen nicht betrachten könnten, opfern Kringel statt der Wachslichter. Ein Theil von diesen Kringeln wird von den Popen verzehret; die übrigen verkaufen sie als sehr schätzbar gewordene Reliquien, so bald sie einmahl durch ihre Hände gegangen sind. Die Figuren sind zu allen Zeiten mit Guirlanden und Kringeln geschmückt.

Es

Es war in St. Petersburg eine Gesellschaft errichtet worden, die zu der Gattung derjenigen gehöret, welche man in London Clubs nennet. Ihre täglichen Versammlungen, in welchen einige spieleten, andere (und dieß thaten die meisten), sich bloß mit der Litteratur, der Philosophie, der Politik und allem dem beschäftigten, was das Reich der Kenntnisse erweitern konnte, verursachten der russischen Geistlichkeit die lebhafteste Unruhe. Sie meldeten diese ihre Unruhe der Regierung. Man fragte sie nach der wahren Ursache derselben.„ „Nach unserm Tode, antworteten die Geistli„chen, sind wir verbunden, Gott von den Hand„lungen eines jeden Menschen Rechenschaft zu „geben und zwar nach der strengsten Untersuchung.“ Dieser Grund schien zur Aufhebung der Gesellschaft nicht hinlänglich zu sein. Denn sie ist noch vorhanden.

Verschiedene Bettler verbanden sich einmahl in Moscau mit einander und gebrauchten folgende List, um Geld zu erhaschen. Sie verschafften sich einen Sarg, in welchen einer von ihnen gelegt ward; die übrigen trugen ihn von einer

Thüre zur anden und bathen um einen Beitrag zu den Beerdigungskosten dieser Leiche. Ihr Beutel fing an, voll zu werden und sie möchten eine sehr grosse Summe gesammlet haben, wenn nicht ein Bär, der aus dem Hause eines großen Herrn kam, dieses Gesindel erschrocken hätte. Nun lief dasselbe fort und ließ denselben den Sarg und ihren Kameraden. Dieser wundert sich über die Stille und das Stillschweigen, das um ihn her herrscht, stößt den Deckel ab, steht so gleich auf und läuft nachhin seiner Gesellschaft nach.

In einem und eben demselben Hause und vornehmlich auf einer und eben derselben Kammer stehlen die Miethsleute sich unter einander oft Pomeranzenbäume, Nelkensenker und andere Sachen weg und verkaufen sie, ohne daß sie aus dem Hause, oder auch nur aus dem Stockwerk, worin sie wohnen, kommen. Wenn die bestohlnen Leute kommen und ihre Sachen antreffen, welches nicht ausbleiben kann, da man seine Diebstähle nicht zu verbergen sucht; so

erregt man durch Wiederfordern, Zänkereien und Lerm das größte Scandal.

Der Diebstahl geschieht in Rußland deswegen so häufig, weil die Gesetze ihn begünstigen. Der Bediente des Herrn Scheremetoff, eines Herrn von Stande, stahl zu dreien malen silberne Leuchter aus der großen Hofapotheke. Das dritte mahl ward er ertappt. Der Apotheker, der unter dem medicinischen Kollegium steht, läßt eine Geschichtserzählung aufsetzen und schickt sie mit dem Diebe zu diesem Kollegium. Nachdem der Sekretär diesen Bericht gelesen; sagt er zum Apotheker: das ganze Verfahren sey null und nichtig, und sey Prellerei, es sey nicht erlaubt, den Bedienten eines großen Herrn wegen eines bloßen Diebstahls zu arretiren, und man müsse denselben sogleich loslassen. Der Apotheker gibt nach und würde noch dazu den Werth des Leuchters bezahlt haben, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, demselben aus den Händen seines Spitzbuben wieder zu bekommen. Er hatte den Verdruß, nachher von eben demselben Menschen ungestraft vexiret und häufiger als vorhin bestohlen zu werden.

Man thut wol, wenn man diejenigen, die nach Rußland reisen wollen, warnet, daß sie sich vor den herumschweifenden Krämern, welche sie mitten auf den Strassen anfallen, in Acht nehmen. Wenn die Fremden auch noch so mistrauisch und aufmerksam sind; so werden sie doch auf eine oder andere Art betrogen. Zum Exempel man biethet jemanden neue seidene Strümpfe an, welche er, wann er sie besehen hat, für solche hält, und wann er zu Hause kömmt; findet er weiter nichts als alte löcherichte Strümpfe ohne Sohlen. Sie waren neu, als man sie besah; aber in dem Augenblick, da der Handel geschlossen ward, verwechselte der Schurke, der seine Waare anboth, dieselben eben so behende als geschwind.

Ein auswärtiger Chirurgus, der sich bis zur Stelle eines Archirei, russischen Abts, empor geschwungen hatte, ob er gleich ein zu großer Liebhaber vom Wein war, verstand sich, wann er betrunken war, vortrefflich darauf, die Diamanten den Bildern abzunehmen. Er verkaufte sie nachhin, um das Geld, was er dafür bekam, zu vertrinken. Zuletzt ward er ertappt,

tappt, seiner Würde entsetzt, und dazu verurtheilet, auf seine noch übrige Lebenszeit im Kloster eingesperret zu werden.

Ein schwedischer Uhrmacher, der in St. Petersburg wohnete, hatte einen Burschen, der nur ein Auge hatte. Ein junger russischer Officier, der aus dem adelichen Kadettenkorps kam, nahm Gelegenheit, in diesem Laden eine Uhr zu kaufen. Er betrachtete den Burschen, der nur ein Auge hatt und redete vertraulich mit ihm. Einige Zeit nachhin kömmt er wieder, trifft diesen Knaben allein an, läßt sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch ein, that sehr freundschaftlich gegen ihn, und indem er sich stellt, als wenn er nach und nach wärmer werde, umarmt und küßt er ihn lange auf dem einen Auge, das er hatte. Während dieses Benehmens entfernet er eine sehr kostbare Uhr, die er beim Eintritt wahrgenommen hatte. Der Herr suchte sie bei seiner Rückkunft vergeblich; er fragte seinen Burschen darnach, der ihm anders nichts zu sagen weiß, als daß der und der Officier allein in den Laden gekommen wäre. Wie das Mädgen hierüber befragt

wird,

wird; bezeugt es eben dasselbe und setzt hinzu, sie glaube, daß er die Uhr gestohlen, indem sie ihn unter seinen häufigen Umarmungen des Burschen etwas von dem Werktisch hätte wegnehmen sehen. Hienächst kleiden der Herr und Bursch sich an und gehen zum Officier. Der Uhrmacher beschuldigte ihn gleich geradezu des Diebstahls in einem beständigen harten Ton, der den Schuldigen so erschreckte, daß er die Uhr wieder heraus gab.

Ein Mönch, den sein Archirei nach St. Petersburg geschickt hatte, um daselbst verschiedene Sachen und unter andern eine Uhr zu kaufen, kam bei dem Uhrmacher Schildt. Er kauft eine Uhr für einen wohlfeilen Preis und entfernet eine andere, die 600 Rubel werth ist. Schildt suchte seine Uhr und zweifelt keinen Augenblick an dem Diebstahl. Er erzählte sein Unglück und alles, was ihm an dem Tage begegnet war, einem seiner Freunde, der zu ihm kam. Dieser hatte natürlicher Weise den Mönchen in Verdacht, erkundigte sich nach dem Kloster, worin er sich aufhielt, und versprach dem Schildt, ihm seine Uhr wieder zu

verschaffen. Er ging zum Mönch und weiß, ihn bald durch die Furcht vor einer körperlichen Bestrafung zu bereden. Hierauf gibt der Mönch das Gestohlne heraus, läßt es aber dabei nicht bewenden, sondern biethet ihm auch ein Geschenk, damit er nur stillschweige.

Ein Gouverneur in Orenburg hatte große Ungerechtigkeiten an einem Mann aus diesem Gouvernement begangen, und dieser hatte die Dreistigkeit, ihm zu drohen, daß er sich über ihn beim Hof beschweren wollte. „Ganz wohl, „antwortete der Gouverneur ihm, er wird sehr „wohl daran thun. Da er aber daselbst nicht „bekannt ist und schwerlich durch die Menge „Menschen durchkommen wird; so muß er „Empfehlungsschreiben haben. Ich will ihn „auch in den Stand setzen, die Reise schnell zu thun.“ Er ließ einen Schmidt kommen, durch welchen er ihm sein Pferd beschlagen ließ.

Der Herr Schischkoff, Kollegienassessor bei dem Departement der adelichen Güther in

den

den eroberten Provinzen hegte einen unversöhnlichen Groll wider den Adel, der dieselben bewohnte. Diesen Groll hatte er bloß deswegen, weil nach seiner Meinung dieser Adel zu der Zeit, da er in Reval in Garnison stand, ihm nicht Achtung genug bewiesen hatte. Wie er in eine Civilbedienung bei der Kammer kam; gab er sich die größte Mühe, besonders dem Estländischen und Liefländischen Adel zu schaden. Sogleich wählte er die Herren Offun und Dahl, welche Revisoren der Ansprüche auf die Liefländischen Güther waren, zu Theilnehmern seines Grolls und trug ihnen auf, sorgfältig die Gelegenheiten aufzusuchen, diesen Adel zu drücken. Da die Hakens in den Registern schlecht eingetheilet waren; ließ er ein Steuerregister machen und zwang sie nachhin, erschreckliche Steuerrückstände so wohl für die Haiden als für gewisse Bauren, welche denenselben nicht hätten unterzogen werden sollen, weil sie schon mit in den Hackens begriffen waren zu bezahlen. Solchergestalt ward die Anzahl der Hackens durch die Geschicklichkeit dieser pflichtvergessenen Oberaufseher vermehret, welche unter dieselben die Bauren, die zu den Höfen der

Edel-

Edelleute gehörten, als gewöhnliche Bauren setzten. Man verschaffte sich eine sehr große Summe Geldes dadurch, daß man ein Gesetz, welches eine Folge vom Geitz war und nur in der Gewalt seinen Grund hatte, auf das Vergangene ausdehnte.

Der Herr Schischkoff ging noch weiter. Er setzte eine Kommission nieder, die eine genaue Untersuchung über die Beschaffenheit aller Liefländischer und Estländischer Güther anstellen sollte, indem er vermeinte, daß viele Lehne betrüglicher Weise in freie allodia verwandelt worden wären. Diese Unternehmung verbreitete Unruhe unter allen Eigenthümern in diesen beiden Herzogthümern, welche sonst in Hinsicht der ihnen in den Friedenstractaten gegebenen Versicherungen ruhig lebten. Peter I. hatte sich ausdrücklich bei seinem Ehrenwort anheischig gemacht, und alle seine Nachfolger mit ausdrücklichen Worten, die in die Kapitulation eingeruckt waren, dazu verpflichtet, daß sie nie Kommissionen zur Untersuchung der Beschaffenheit der Liefländischen und Estländischen Güther niedersetzen sollten. Der Adel widersetzte sich dem Schischkoff aufs nachdrücklichste und

die

die jetzige Kaiserin, welche die Folgen dieses Widerstandes befürchtete, entschloß sich, alle Arten von Lehnen in ihren Gouvernemens abzuschaffen, und alle Güther zu eigenen oder Allodial-Güthern zu machen.

Der Herr Schischkoff fand eine andere Gelegenheit, seinen Groll bei den Privilegien zu zeigen, welche dem Liefländischen und Estländischen Adel von den alten Bischöfen und Königen von Schweden verliehen worden, die ansehnlich, von Peter I. so wie von allen seinen Nachfolgern bestätiget waren und die besonders den Neid des russischen Adels erregten, der gar keine hatte. Als die Deputirten aller Gouvernemens in der Absicht, ihre Meinung über das neue Gesetzbuch zu sagen, zusammenberufen worden waren; fing Schischkoff, als ein ernanntes Mitglied der Kommission in den ersten Sitzungen an, den Liefländern und Estländern ihre Privilegien streitig zu machen, die nach seiner Angabe von jedem Souverain abhängen müßten. Den Deputirten der eroberten Provinzen fiel es nicht schwer, seine leeren Behauptungen zu widerlegen.

Der Generalfeldzeugmeister und Deputirter von Liefland, Herr von Villebois bewies ganz deutlich die Rechte seiner Provinz in einer sehr gut gesetzten Schrift, und bewies gleichermaßen, daß der Herr Schischkoff nicht die geringsten Begriffe von den Gesetzen überhaupt, noch die mindeste Kenntniß von den besondern Gesetzen hätte, worüber er stritte. Eben dieses Mitglied legte der Versammlung alte Urkunden vor, die durch die Unterschrift der russischen Souverains bestätiget waren. Nichtsdestoweniger siegte der Neid über die augenscheinlichste Gerechtigkeit, und Katharina III. hat diesen Streit auf die Art geendiget, daß sie den Liefländischen und Estländischen Edelleuten diese Privilegien genommen hat, deren bisherige Erhaltung ihnen so viele Mühe und Aufopferung gekostet hatte. Eben diesem Schischkoff hatten sie auch die Schuld beizumessen, daß sie zur Rekrutenlieferung, welche der kaiserlichen Kasse eine große Summe sicher einbringt, schuldig erkannt wurden. Im ganzen vorletzten türkischen Kriege bezahlten sie eine außerordentliche und jährliche

Steuer, die sich zu 150 tausend Rubeln belief.

Als das an der Kathedral-Kirche in Reval angebauete Schloß (ein Schloß, worin der russische Gouverneur wohnte, und das von der Krone Schweden in der Zeit, da es derselben gehörte, im baulichen Stande gehalten worden war) den Einsturz drohete, zwang man die Edelleute, der Rechte des Estländischen Adels ungeachtet, auch dazu, daß sie es auf ihre Kosten wieder aufbaueten.

Der Herr von Reichell (jetzt Staatsrath in St. Petersburg) sollte die Stelle des Directors beim adelichen Kadettenkorps haben. Allein nachdem er Gelegenheit gehabt, die Ungerechtigkeiten und Umgereimtheiten, so wie die wunderlichen Handlungen des Oberhauptes, die die größte Unordnung im Hause verursachten, zu untersuchen; so bekümmerte er sich nicht mehr um die erwähnte Stelle. Er eröffnete seine Denkart einem Mann von Stande. Dieser fing an zu lachen und sagte zu ihm: „Mein lieber

„Herr, mir deucht, daß sie nicht bestimmt „waren, in Rußland zu dienen. Mit weni„gen Worten will ich ihnen erklären, wie „man darin fortkömmt und wie man sich „darin erhält. Wenn man eine Peruke „auf einen Stock setzte und man zu ihnen „sagte: das ist ihr Präsident: so müßten "Sie so sehr Herr über Sich selbst sein, daß Sie derselben gleich die Ehre erwiesen, welche Sie, ihrem Oberhaupt zu erweisen, schuldig sind.

Der Zolleinnehmer Kiselnikoff gestand bei der Ablegung seiner Rechnungen einen Defect von 20,000 Rubeln: „Dieses Geld, „sagte er, habe ich nicht entwandt, noch zu „meinen Bedürfnissen gebraucht, sondern „die und die Herren haben mich gezwungen, „es ihnen zu leihen." Man stellt ein Verhör an und der arme Einnehmer wird nach dem Senat zur Anhörung seiner Urthel geschickt. Er ward zur Strafe der Landesverweisung verurtheilet. Wenn diese Urthel vollzogen worden wäre; so würden seine Schuldener, oder vielmehr die Schuldner

des Staats das Geld ruhig behalten haben und wegen der Bezahlung dieser Schuld nie beunruhigt worden sein. Die Kaiserin, welcher man diese Urthel zufertigte, ward darüber unwillig. „Ich finde sie, sagte sie, „sehr ungerecht; man fordere von seinen „Schuldenern die Summen, welche, sie ihn „gezwungen haben, ihnen zu leihen, sie „werden sich eben so bald als er abfinden „und der Staat wird von niemanden weiter „etwas zu fodern haben.“

Als ein armer auswärtiger Schmidt, der in Petersburg wohnte, einmahl nach dem Hafen ging; traf er daselbst einen Schifskapitaine, seinen Landsmann an, und erzählte ihm, daß seine Frau gefährlich krank wäre. „Ich will ihnen, sagte der Kapitaine zu „ihm, vortreffliche Tropfen geben, die ihr „helfen werden; sie muß sie in Aquavit „einnehmen. Ach, sagte der Mann, ich „habe keinen in meinem Hause. Warten sie, „erwiederte der andere, ich kann Ihnen auch „davon etwas geben.“ Kaum hatte der Schmidt den Hafen verlassen, als die Wächter,

welche

welche auf die Schleichhändler Acht haben mußten, sich über ihn hermachten und ihn vor die Kammer zogen. Man machte ihm seinen Proceß wie einem Betrüger. Alle seine Möbeln würden konfiscirt worden sein, wenn der Generalprokurator des Senats, der diesen Mann und seine Frau kannte und sich ihrer annahm, nicht ihre Sache bei der Kaiserin geführet hätte. Diese befahl, daß der Schmidt eydlich erhärten sollte, daß er den Aquavit nicht in der Absicht, damit zu handeln, sondern um ihn seiner kranken Frau zu bringen, von dem Kapitaine bekommen hätte.

Ein Archieri, der Verstand hatte, vernahm mit Betrübniß, daß seine Mönche die Schenke besuchten und betrunken aus derselben zurück kämen. Damit sie im Kloster bleiben und kein Aergerniß mehr geben möchten; kaufte er ein Faß Aquavit und ließ es dahin bringen. Sie besoffen sich wenigstens nun nicht mehr öffentlich und jeder von ihnen steckte in einen Beutel den Werth der Maße, die er austrank. So weit war alles für

die innere Regierung dieser Gemeinheit aufs beste besorgt. Allein die Wächter, die bald von dem Einkauf des Archireri benachrichtiget wurden, kamen und nahmen den Aquavit weg, und die Kammer belegte den Archieri mit einer schweren Geldstrafe.

Dieses große russische Reich, welches in gewissen Theilen so gut regieret zu werden scheinet, liefert gleichwohl täglich ärgerliche Beyspiele von der Anarchie. Ein Finnländischer Priester von der Augsburgischen Konfession ward zu dreyen malen vom Altar mit Stockschlägen von seinen Eingepfarrten verjagt. Jedesmahl klagte er deshalb beim Justizkollegium in St. Petersburg. Dieses schickte die Verordnungen der Finländischen Regierung zu, damit diese dem Prediger bei seiner Amtsführung Sicherheit verschaffen und diejenigen Eingepfarrten, die einen Aufruhr erregten, nachdrücklich bestrafen möchte. Diese Meutereyen und Schlägereyen vergnügten das Gouvernement sehr, welches die Verordnungen des Kollegiums nicht vollzog. Der unglückliche

Predi-

Prediger ging zum dritten mahl nach dem Kollegium. Nun ließ dieses einen genaueren Befehl an das Gouvernement ergehen und brachte dieses zum Gehorsam.

Ein junger Russe stahl in einer Kirche auf der Insel Basilien das Geld aus einem Gotteskasten. Man setzte ihn ins Gefängniß. Wie man, die gerichtliche Untersuchung wider ihn anzustellen, anfing; erfuhr man, daß er noch nicht vierzehn Jahre alt war. In diesem Alter konnte er aber nach den russischen Gesetzen keiner körperlichen Strafe unterzogen werden. Seine Richter sprachen eine Urthel, die, in so ferner sie lächerlich ist, hergesetzt zu werden verdienet. Diese Stelle lautete folgendermaßen.

„Weil er noch nicht das erforderliche „und nöthige Alter hat; muß man ihn im „Gefängniß behalten, bis er sein zwanzigstes „Jahr erreicht hat und dann wird man das „Verhör mit ihm wieder anfangen und ihm „von neuem seinen Proceß förmlich machen.

Waladimeroff, der einzige Zuckerfabrikant in St. Petersburg, ein Handel, bei welchem er viele Millionen gewonnen, hat eine sehr hübsche und sehr liebenswürdige Tochter, die der Gegenstand der Liebe eines Kammerdieners am Hofe gewesen ist. Er ging oft incognito zu ihr. Der Vater, der endlich ein heimliches Liebesverständniß merkte, verwies seiner Tochter ihre Aufführung, und verboth ihr den ferneren Umgang mit diesem Menschen. An eben demselben Tage kam der Verliebte und schlug eine Entführung vor, die angenommen ward. Zur bestimmten Stunde steigt die Demoiselle mit ihrer Kammerfrau unter dem Vorwande hinunter, daß sie eine Spatzierfahrt anstellen wolle. Kaum ist sie auf der Schwelle ihrer Thüre, wie aus einer Kutsche in ihrer Gegenwart eine Mannsperson steigt, die sie entführet. Die allein zurückgebliebene Kammerfrau geht zu dem Vater und erzählt ihm diesen traurigen Vorgang. Er schickt gleich einen seiner Faktoren ab, um seiner Tochter und dem Entführer nachzusetzen. Dieser hohlte sie im Stuckhoff (einer Gegend in St. Petersburg) wieder ein und rief

die

die Wache zu Hülfe. Die Wache ergreift statt des Kammerdieners den Faktor, der nach dessen Angabe ein Dieb ist. Die Verliebten reisen weiter und begeben sich zu einem Priester, der sie trauet. Den andern Tag gingen sie nach Hofe zum Fürsten Orloff und dieser ließ hierauf den Vater zu sich kommen. Letzterer war über eine so gewaltsame und vorsetzliche Verletzung des Respects ganz außerordentlich aufgebracht. Anfangs wollte er diese Verbindung durchaus nicht zugeben. Allein der Fürst vermogte durch seine Fürsprache und sein Ansehen ihn endlich dazu, daß er ihre Verbindung genehmigte.

Dieser Vorfall hat Sabakin, einen andern rußischen Kaufmann, der gegenwärtig ein Pächter des Aquavits ist, zum Nachdenken gebracht. Damit er nicht gleiches Schicksal haben möchte; hat er seine Tochter, die so hübsch ist, daß sie einen Kammerdiener in Versuchung führen könnte, mit nach seinen Gütern genommen.

Man hat zu allen Zeiten in Rußland sehr über das Eigenthumsrecht, über die verschiedenen Theile desselben, und den Umfang eines jeden gestritten. Es ist sonderbar genug, daß ein Vater sein liebstes Eigenthum, seine Kinder, nicht für sich behalten kann.

Der Aberglaube, dessen Einfluß sich noch so gar bei gesittetsten Völckern äußert, richtet schrecklichen Schaden in Rußland an. Ein Kaufmann in St. Petersburg Namens Schubin, hatte ein sehr liebenswürdiges Mädgen geheyrathet, das gerne mit den Teutschen, die sich in seiner Nachbarschaft aufhielten, umging. Die Mutter dieses jungen Frauenzimmers, die den alten russischen Vorurtheilen anhing, verabscheuete die Teutschen und tadelte ihre Tochter wegen dieser Neigung, die sie für gottlos hielt. Madame Schubin hatte eine schwere Geburt. Da die Hebamme befürchtete, daß sie Verdruß haben möchte; so ließ sie einen Arzt als Geburtshelfer kommen. Die Mutter, welche diesen Gebrauch in

den alten Verordnungen der Russischen Kirche nicht fand, setzte sich dawider, damit die göttlichen Gesetze nicht übertreten werden möchten. Da die Schmerzen immer fürchterlicher wurden; willigte die Mutter endlich darin. Man ließ den Herrn Wulff kommen, der nach angestellter Untersuchung der Umstände der Kranken sagte, „daß man im Augenblick den Kaiser„schnitt thun müßte, weil sonst die Frau „in zwey Stunden ersticken würde". Die Mutter widersprach dieser Anordnung und der für seine Schwiegermutter zu gefällige Mann sahe seine Frau bald in seinen Armen entschlafen. Die Mutter sagte beständig, daß dieß die gerechte Strafe für den Umgang wäre, den ihre Tochter mit den teutschen Ketzern gehalten hätte. Ich wohnte mit diesem Herrn Schubin in einer und eben derselben Gegend. Seine Nachbaren sahen das Begräbniß dieser jungen Frau nicht ohne Rührung an und seufzeten über die Schwärmerey ihrer Mutter.

Gegen

Gegen das Ende des Jahres 1790 verließen sechs bis acht hundert tausend Kalmucken die Ufer der Wolga in den Gegenden von Kasan und Astrakan und zogen wieder nach ihrem alten Vaterland Tibet. Sie waren unzufrieden mit dem Betragen des Oberstlieutenants Kischenskoi, den das Gouvernement ihnen zum Inspector gegeben hatte. Dieser Mann, der seine Stelle über die Maßen misbrauchte, hatte sich unvermerkt alle Heerden Pferde und Schafe, worin der einzige Reichthum dieses herum schweifenden Volks besteht, zugeeignet. Diese Heerden waren außerordentlich zahlreich geworden, und da die Wiesen ihm nichts kosteten; so erwarb er sich einen eben so großen als schnellen Reichthum. Mit diesem Reichthum war er nicht zufrieden, sondern er wollte die Kalmucken nackt ausziehen. Er verlangte einmahl neue Geschenke vom Kan, einer schätzbaren Militärperson, der das Bildniß der Kaiserin mit Diamanten besetzt hatte, eine Gnade, die er vielen Heldenthaten zu danken hatte. Dieser machte ihm wegen seiner mannichfältigen Ungerechtigkeiten, und besonders

wegen seiner gar zu scharfen Eintreibungen der Auflagen, die alle Kalmucken an den Bettelstab gebracht hatten, die bittersten Vorwürfe. Der Oberstlieutenant, der sich durch seine Vorwürfe getroffen fand, gab ihm in Gegenwart seines ganzen Trupps eine Ohrfeige und ließ den Saissan (eine Art von Staatsministern) prügeln. Die Kalmucken hatten die Ungerechtigkeiten, wodurch ihnen nur ihr Geld genommen ward, ertragen, ohne sich zu rächen. Mit den letzteren Beschimpfungen hatte es nicht gleiche Bewandniß. Nachdem sie sich hierüber mit ihren Priestern besprochen hatten; beschlossen sie alle einstimmig, so bald es nur möglich wäre, wieder nach ihrem Vaterlande zu ziehen. Ihre Flucht geschah mit so vieler List, daß man dieselbe nur erst zwey Tage, nachdem sie geschehen war, merkte. Man ließ ihnen durch drey Regimenter nachsetzen. Diese Mühe war um so vergeblicher, weil letztere, außer dem Vorsprung, den die Kalmucken schon vor ihnen hatten, weit kleinere Tagereisen thaten. Sie kamen also zurück, ohne etwas angetroffen zu haben. Sie mußten abermahlen durch

die Wüsten marschiren. Der größte Theil von ihnen fand darin sein Grab.

Das Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg unterstand sich von dem Kollegium des Chinesischen Kaisers zu verlangen, daß es die Horde Kalmucken nach Rußland zurückschicken möchte. Allein letztgedachtes Kollegium gab dem ersteren im Namen des Kaisers die sehr weise Antwort: Er hätte nicht nöthig, seine eingebohrnen Unterthanen zurückzuschicken, er wäre nicht gewilliget, ihnen einen Zufluchtsort in seinen Staaten zu versagen, wenn man Bschwerden zu führen hätte, müßte man sie über diejenigen führen, welche die Kans ohrfeigten und die Saissans prügelten; jene wären allein unsträflich, er aber hätte die Flucht seiner Unterthanen nur in dem Augenblick erfahren, da sie in die Wohnungen, die ihnen zu allen Zeiten gehöret hätten, getreten wären.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein so viel Aufsehen erregender Vorfall eine große Sensation am russischen Hofe machte. Man setzte ein Kriegesgericht nieder, welches eine förmliche Untersuchung wider

den

den Oberstlieutenant anstellte, dessen Betragen aufs genaueste untersucht ward. Da die Sache aber in die Länge gezogen wurde; so wandte Kischenskoi die Zeit, die man ihm ließ, dazu an, daß er mit dem Ueberfluß der von ihm gesamleten Schätze seine Richter bestach, und zu aller Menschen Erstaunen war das Ende der Untersuchung eine Freysprechung von allen Beschuldigungen und die Beförderung des Kischenskoi, der für die Dienste, welche er dem Reich erwiesen hatte, zum Obersten ernannt ward.

Ende des sechsten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung merkwürdiger Anekdoten, das Russische Reich, die Gewohnheiten und Gebräuche der verschiedenen Völker, wie auch die Naturgeschichte dieses Reichs betreffend
Bd.: 6

Greifswald (1794)

Russ. 141-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783377-6
VD18 80391117-001